

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung

Teilhabe ermöglichen



Inhalt

Stiftung

- 4 Kreuz & Quer
- 9 recke:rückblick
Ein Mammut im Garten des Walter-Kobold-Hauses
- 34 Ihre Unterstützung – unser Dank
Tatkraft, kleine Gesten und ausgezeichnetes
Engagement in der Graf Recke Stiftung

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

- 6 »Das ist unser Service«
Der Spielwarenladen des Sozialpsychiatrischen Verbunds
ist der inklusivste Bereich der Arbeitstherapie
- 10 Offenes Haus oder geschützter Raum?
Pro und Contra zur Öffnung des Cafés im
Sozialpsychiatrischen Zentrum
- 12 Für mehr Teilhabe: Engagement mit Herz
Selbst betroffen, engagieren sich Annika Stiglic
und Andreas Kernchen, um psychisch erkrankten
Menschen mehr Teilhabe zu ermöglichen
- 15 »Wenn man nicht geht, kriegen andere die Stimme«
92 Prozent Wahlbeteiligung bei der letzten Landtagswahl
– im sozialpsychiatrischen Wohnhaus Kaarst wissen
die Bewohner ihr Wahlrecht zu schätzen
- 18 Ein wechselhaftes Leben
Er wollte Pastor werden – 40 Jahre nach seinem abgebrochenen
Theologiestudium steht Rolf Stelter doch noch an der Kanzel
- 21 Die naive Frage
Warum braucht es für die Teilhabe jetzt
ein Gesetz, Herr Weidinger?
- 22 Selbstbestimmt bis zur Nachspeise
In Hilden übernehmen Bewohner des heilpädagogischen
Wohnhauses zunehmend Verantwortung
- 24 »Alle müssen eine Menge lernen«
Ein Versuch, ein komplexes Gesetz und
dessen Folgen und Ziele zu erklären
- 28 Gegenseitige Unterstützung ist gelebte Inklusion
Deutsch-tschechischer Austausch
- 31 recke:in.Hilden

Erziehung & Bildung

- 32 Gut gerüstet in die Selbstständigkeit
Ein Buch soll Jugendlichen aus der stationären Jugendhilfe
den Schritt in die Selbstständigkeit erleichtern

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören die Graf Recke Pädagogik gGmbH in Bad Salzuflen, das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Mehr Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung:

-  www.graf-recke-stiftung.de
-  www.facebook.com/GrafReckeStiftung
-  www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 3/2017

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Referat Kommunikation, Kultur & Fundraising der
Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker, Özlem Yilmazer

Gestaltung Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Dr. Roelf Bleeker, Achim
Graf, Michael de Clerque, privat

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 3.000 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.

 Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen
Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.



Petra Skodzig, Finanzvorstand

Liebe Leserinnen und Leser,

Teilhabe – wer das Wort in die bekannteste Internet-Suchmaschine eingibt, bekommt vor allem Treffer im Zusammenhang mit der Teilhabe von Menschen mit Behinderung. Dabei hat der Begriff eine weitergehende Bedeutung, die aber verdeutlicht, worum es geht: Alle Menschen teilhaben lassen am gesellschaftlichen Leben und allem, was dazu gehört.

Teilhabe von Frauen gilt heute als selbstverständlich. Dass niemand aufgrund seiner Herkunft ausgegrenzt werden soll, gehört ebenso zum Selbstbild offener demokratischer Gesellschaften wie der, in der wir leben. Bei allen nach wie vor vorhandenen Problemen in der Verwirklichung von Gleichstellung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen gilt das als selbstverständlich. Die Teilhabe von Menschen mit Behinderung dagegen ist gar nicht so selbstverständlich oder noch nicht fest verankert. Nun gibt es ein Gesetz zur Teilhabe in Deutschland. Nicht, weil es typisch deutsch wäre, alles in Gesetze zu verankern. Das Gesetz ist das notwendige Resultat der UN-Behindertenrechtskonvention, wie Reimund Weidinger, Leiter unseres Geschäftsbereiches *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* in diesem Heft erklärt.

Gesetze können Bewusstsein schaffen. Denn vor allem ist Teilhabe eine Haltung. Sie beinhaltet sowohl das Normalitätsprinzip als auch die Bereitschaft, Teilhabeschranken abzubauen. Es reicht also nicht zu sagen, wir fänden Menschen mit ihren Einschränkungen »normal« – wir müssen ihnen dies auch ermöglichen! Um noch einmal aus Reimund Weidingers Beitrag zu zitieren: Fachleute sprechen heute statt von »Menschen mit Behinderung« lieber von »Menschen mit Teilhabeeinschränkung«. Diese Bezeichnungen sind mehr als nur Wortklaubereien, denn sie kehren die Bringschuld um: Der Fokus liegt nun auf einer Teilhabeeinschränkung, welche die Gesellschaft verantwortet. Er macht das soziale

Umfeld, die dort handelnden Menschen dafür verantwortlich, dass geistig, körperlich oder psychisch eingeschränkten Menschen die Teilhabe erschwert, wenn nicht verunmöglicht wird. Man kann Rampen und Aufzüge für Menschen im Rollstuhl bauen. Das reicht nicht, vor allem nicht für Menschen mit geistigen Handicaps oder seelischen Erkrankungen. Nur wenn wir uns mit den Einschränkungen der anderen vertraut machen, um auf sie eingehen zu können, schaffen wir Barrierefreiheit – wozu diese Menschen wiederum ihre Schutzräume und Sonderwelten verlassen müssen. Denn Teilhabe setzt Bewegung von allen Beteiligten voraus.

Teilhabe hat viele Facetten. Einige davon möchten wir in diesem Heft darstellen. Es sind nur Ausschnitte, aber sie zeigen, wie wichtig das Anliegen der Teilhabe ist und wie wir in der Graf Recke Stiftung unseren Teil dazu beitragen.

Ich wünsche Ihnen eine informative Lektüre und würde mich über Ihr »Feedback« sehr freuen

Ihre

Petra Skodzig

Gut informiert

Mehr als 400 Mitarbeitende des Familien unterstützenden Dienstes (FuD) sind im Frühsommer ins Kulturzentrum zakk in Düsseldorf-Flingern zum Graf Recke Infotag gekommen.

Die Mitarbeitenden des FuD ermöglichen als Inklusionsbegleiter Kindern und Jugendlichen den Besuch von Schulen und Kindergärten und unterstützen sie im Alltag. Der Infotag vermittelte den an externen Standorten tätigen Kolleginnen und Kollegen die Struktur und Aufgaben der Graf Recke Stiftung als Arbeitgeberin und konkrete Informationen zu ihrer Arbeit vor Ort. Im Anschluss standen leitende Mitarbeitende, das Referat *Personal & Organisationsentwicklung*, die Mitarbeitervertretung und die Fachberater des FuD den Mitarbeitenden für Rückfragen zur Verfügung, wovon rege Gebrauch gemacht wurde.



Herzlich willkommen zum Graf Recke Infotag

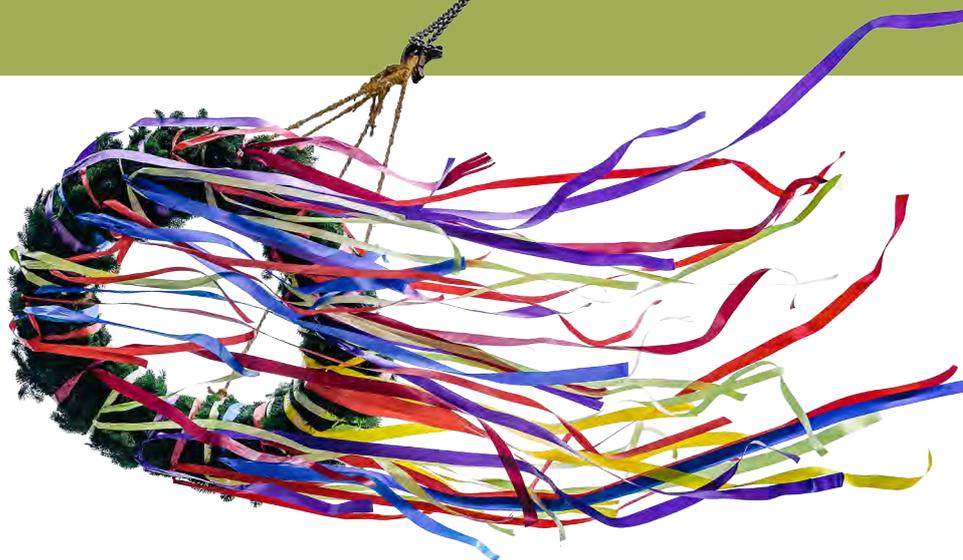
für Mitarbeitende des Familien unterstützenden Dienstes



Besonders lecker ging es beim diesjährigen Azubi-Sommerfest für die Auszubildenden und Jahrespraktikanten der Graf Recke Stiftung zu. Das Drei-Gänge-Menü, das die Teilnehmenden an diesem Tag genießen durften, hatten sie zuvor selbst zubereitet.

Azubis schwingen Kochlöffel

In der hauseigenen Küche des Geschäftsbereichs *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* an der Grafenberger Allee in Düsseldorf probierten die Auszubildenden unter der fachlichen Anleitung von Koch Thomas Samstag ihr Talent aus. Das gemeinsam gezauberte Drei-Gänge-Menü wurde schließlich auch gemeinsam vertilgt. Die Auszubildenden und Jahrespraktikanten treffen sich jährlich zum Sommerfest. In den vergangenen Jahren hatten die zentralen Ausbildungskoordinatoren ein gemeinsames Spiel auf der Boulebahn im Garten des Walter-Kobold-Hauses und ein Hochseilgartenklettern auf der Kastanienwiese in Düsseldorf-Wittlaer organisiert.



Richtfest

Bereits zehn Monate nach Grundsteinlegung hat die Graf Recke Stiftung Richtfest Am Röttchen in Düsseldorf-Unterrath gefeiert.

In der Nähe ihres Seniorenzentrums Zum Königshof in Unterrath baut die Stiftung zurzeit ein neues Haus mit ambulanten, teilstationären und pflegerischen Angeboten. Zahlreiche Gäste und Nachbarn feierten das Richtfest gemeinsam mit Finanzvorstand Petra Skodzig (Foto: Mitte), Geschäftsbereichsleiter Joachim Köhn (rechts) und Zimmermann Sven Schlösser. Auch ein Stadtteil- und Quartiersbüro findet dort künftig Platz. Gefördert wird das Projekt von der Deutschen Fernsehlotterie und Stiftung Wohlfahrtspflege NRW! Fertigstellung und Einweihung sind für das Frühjahr 2018 geplant.

Tierischer Besuch im Seniorenzentrum

Die Bewohner des Zentrums für Pflege und Rehabilitation im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer staunten nicht schlecht, als auf einmal ein Pony, ein Kaninchen sowie eine Henne und ein Hahn im Multifunktionsraum des Hauses auf sie warteten.

Mitgebracht hatte die Tiere Gregor Kryk, der unter dem Namen Panuba tiergestützte Aktivitäten und Therapie anbietet. Nach dem Panuba-Konzept werden Tiere als Kommunikationshelfer – zum Beispiel in Senioreneinrichtungen – eingesetzt. Ermöglicht wurde der Tierbesuch durch Spenden des Bastelkreises der Graf Recke Kirche.





Ute Schumann



Stephan Breibach

»Das ist unser

Gerne zur Arbeit zu gehen, das ist nicht nur für die Mitarbeitenden im Spielwarenladen an der Grafenberger Allee in Düsseldorf wichtig. Aber für Ute Schumann, Stephan Breibach und ihre Kollegin, die hier gerne »Frau A.« genannt werden möchte, hat dies besondere Bedeutung. Sie sind in der Arbeitstherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds der Graf Recke Stiftung beschäftigt und finden im Spielwarenladen den Rahmen, den sie benötigen. Dabei ist dieser nur eines von vielen Angeboten der Arbeits- und Ergotherapie. »Es ist die Vielfalt, die uns auszeichnet«, meint ihr Leiter, Dr. Sebastian Kühl. »Wir können sehr flexibel auf die Bedürfnisse der Klienten reagieren.« Und das ist gut so, denn die Bedürfnisse sind sehr individuell, wie ein Besuch im Spielwarenladen zeigt.

Von Roelf Bleeker

Die Stimmung ist gut im Spielwarenladen des Sozialpsychiatrischen Verbunds an der Grafenberger Allee. Das liegt nicht nur an den vielen bunten und ansprechend ausgestellten Artikeln, sondern auch an den Menschen, die dort tätig sind: Stephan Breibach steht hinter der Ladentheke und klopft einen flotten Spruch nach dem anderen. Ute Schumann kommt aus dem Lachen nicht heraus und ist selbst um keine Antwort verlegen. Frau A. möchte ihren Namen und ihr Foto nicht veröffentlicht wissen, aber trotzdem gern von ihrer Arbeit erzählen. Sie betont mehrfach: »Das ist hier ein tolles Team. Hier herrscht eine sehr gute Atmosphäre.«

»Unser Spielwarenladen ist eine Besonderheit der Arbeitstherapie, der inklusivste Bereich«, beschreibt Sabine Cayenz-Braun das Haus an der Grafenberger Allee, in dem sie schon seit dessen Gründung 1998 als Anleiterin arbeitet. »Die Klienten sind hier im direkten Kontakt mit der Kundschaft, führen Verkaufsgespräche und beraten.« Damit übernimmt der Spielwarenladen eine wichtige Funktion als Bindeglied in den Stadtteil.

Das Konzept des Spielwarenladens wird auch von den Kunden mitgetragen. Dass hier etwas anders ist als in einem gewöhnlichen Laden, das merken Neukunden schnell. Bei den meisten Kunden sei es so, dass sie umso lieber kommen, wenn sie von dem arbeitstherapeutischen Hintergrund erfahren. Sie kommen dann nicht nur, um die hochwertigen Produkte zu entdecken, sondern auch, um mit ihrem Einkauf »spielend Gutes zu tun«, wie ein Slogan des Spielwarenladens lautet.

Die individuelle Begleitung der Klienten ist im arbeits- und ergotherapeutischen Bereich das A und O. »Hier kann jeder seine Nische finden«, sagt Dr. Sebastian Kühl, Leiter der Arbeits- und Ergotherapie. Die Ansprüche an die Klienten sind so differenziert wie die Angebote vielfältig: vom eher ruhigen Gartenbetrieb bis zur gelegentlich hektischen Küche.

Bei der Arbeits- und Ergotherapie, in der Fachwelt »LT 24«, handelt es sich um tagesstrukturierende Maßnahmen im Rahmen der Eingliederungshilfe. Menschen, die aus den verschiedensten Gründen im Leben die Richtung und Struktur verloren haben, erhalten hier sehr niedrigschwellige Angebote. »Die Arbeit gibt mir die Tagesstruktur, die ich brauche«, sagt Frau A., »der Laden hilft mir.« Anfangs sei ihr die Arbeit dort noch sehr schwer gefallen. Damals habe sie allerdings auch versucht, fünf Stunden pro Tag zu kommen. »Das war zu viel«, sagt sie. Heute nimmt sie an drei Tagen in der Woche jeweils dreieinhalb Stunden an der Arbeitstherapie teil. »Das ist gut«, sagt Frau A., die vorher in einem Spielzeugladen auf dem ersten Arbeitsmarkt angestellt war und dort mehrere Jahre gearbeitet hat. Sie bringt also fachliche Erfahrung mit, sagt aber auch: »Hier ist alles viel besser und schöner, menschlicher. Hier sind nicht die Zahlen wichtig, sondern der Mensch. Hier fühle ich mich geschützt.«

Voraussetzung für die Leistungen im Bereich LT 24 ist, dass die Teilnehmenden nicht dem ersten Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen, erklärt Sebastian Kühl. Die

Service«

Stephan Breibach (rechts) berät gerne Kunden – in diesem Fall den Leiter der Arbeits- und Ergotherapie, Dr. Sebastian Köhl.

Info

- Die Tagesstruktur im Sozialpsychiatrischen Verbund umfasst ergotherapeutische und arbeitstherapeutische Angebote. In der Arbeitstherapie gibt es neben dem Spielwarenladen eine Schreinerei, eine Wäscherei, die Industriemontage, die Küche, den Gartenbereich, die Malerwerkstatt und die Bücherei. An der Grafenberger Allee in Düsseldorf und im Wohnhaus Kaarst werden derzeit rund 150 Klienten betreut. Hinzu kommen 55 Klienten in der Praxis für ambulante Ergotherapie, die Leistungen im Rahmen des SGB V erbringt. Insgesamt sind in diesem Bereich 29 Mitarbeitende tätig. Dies sind vorwiegend Festangestellte, aber auch Honorarkräfte, Freiwilligendienstler und Ehrenamtliche.





Ute Schumann (rechts) arbeitet seit 15 Jahren auch mit Anleiterin Christiane Oehme zusammen.

Arbeitstherapie ist ein geschützter Raum. Was sie aber ermöglichen soll, ist Struktur und Teilhabe, sagt Sebastian Kühl: »Für viele unserer Klienten ist der Tag ohne dieses Angebot schwer zu bewältigen.«

Ute Schumann wird seit 15 Jahren von der Graf Recke Stiftung begleitet, zunächst im Wohnheim Ratingen, jetzt in einer eigenen Wohnung im Ratinger Süden im Betreuten Wohnen. »Ich habe 20 Jahre in Düsseldorf gewohnt, aber das ging nicht mehr. Da hat man mir nahegelegt, in ein Wohnheim zu ziehen.« Bis heute könne sie nicht richtig kochen, sagt sie. In ihrer gemütlichen Wohnung mit Balkon komme sie aber derzeit gut zurecht: »Ich bin gerade zufrieden damit, wie es ist.« Die Arbeitstherapie hilft ihr, ihren Tag zu strukturieren.

Beruhigende Aussicht

Frau A. ist 61 und möchte bis zu ihrer Verrentung in der Arbeitstherapie bleiben. Für sie ist es eine beruhigende Aussicht, sich den Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes nicht mehr aussetzen zu müssen. Für Stephan Breibach dagegen ist eben diese Aussicht manchmal schwer zu akzeptieren. Der 37-Jährige hatte bei einem Autounfall vor 14 Jahren ein schweres Schädelhirntrauma erlitten. Der gelernte Verkäufer träumt davon, noch einmal auf dem ersten Arbeitsmarkt tätig zu werden, würde gern in einem Lotto- oder Tabakladen arbeiten. »Aber da hat der Amtsarzt einen Strich durch die Rechnung gemacht«, sagt Stephan Breibach und zuckt mit den Schultern: »Ich habe

mich damit abgefunden.«

Die Ansprüche an die Klienten in der Arbeitstherapie sind so differenziert wie die Angebote vielfältig. In der Küche, die auch für den Seminarbetrieb des Sozialpsychiatrischen Verbunds kocht, kann es schon mal hektisch werden, wenn das Essen auf den Tisch muss. Für manche Klienten ist es wichtig, »nicht Schulter an Schulter mit den anderen zu arbeiten«, sagt Sebastian Kühl. Da biete sich zum Beispiel die Gartenarbeit an, wo man auch mal eine Weile ganz für sich allein arbeiten kann.

Neben der Arbeitstherapie gibt es die Ergotherapie als wichtiges Angebot. Für alle neuen Klienten findet dort der Einstieg in die Tagesstruktur statt. »Hier geht es zunächst darum, die Stärken und Interessen der Klienten herauszufinden und zu fördern«, erklärt Kühl. »Wir schauen systematisch, was jemand gut kann oder was er will. Da findet die erste Weichenstellung statt: Möchte ich an meiner Konzentration arbeiten, meiner Pünktlichkeit, oder will ich in der offenen Ergotherapie bleiben?« Die Gruppen richten sich auch an den bevorzugten Peergroups aus, zum Beispiel gibt es eine Gruppe für junge Erwachsene mit entsprechender Ausrich-

tung der Inhalte. »Viele Klienten ziehen die ergotherapeutischen Angebote auch anschließend der Arbeitstherapie vor«, sagt Bereichsleiter Kühl.

Die Ergotherapie setzt in erster Linie auf kreative Gruppenangebote und bietet einen besonderen Rückzugsort für Klienten. Ein Klient arbeitet zum Beispiel gerne mit Holz. »Er schleift Sterne und ist dabei an keine Zeitvorgaben oder einen bestimmten Verwendungszweck gebunden«, berichtet Ergotherapeut Daniel Biermann. »Er schleift einfach, weil es ihn beruhigt.«

In der Arbeitstherapie sind die Anforderungen andere. In der Industriemontage zum Beispiel werden Ersatzteile und Schraubenkits gemäß Auftrag externer Firmen sortiert – hier gilt es selbstverständlich, auch die Vorgaben und Zeiten einzuhalten.

Arbeits- und Ergotherapie arbeiten eng zusammen. Ergotherapeut Biermann schätzt an seiner Arbeit vor allem den engen Austausch mit der Arbeitstherapie.

»Wir sind immer im Gespräch über Klienten aus allen Bereichen. Wenn ein Wechsel von der Ergo- in die Arbeitstherapie

Aus »Schauspielhaus« wird ... Anfang 2018 bekommt der Spielwarenladen des Sozialpsychiatrischen Verbunds einen neuen Namen! Auflösung folgt in der nächsten recke:in.

ansteht, dann diskutieren wir gemeinsam: Passt das? Ist dieser Arbeitsbereich der richtige oder die Arbeitstherapie überhaupt angemessen für diesen Klienten?«

Festgelegt werden die Ziele für die Klienten im Hilfeplan beziehungsweise in Hilfeplangesprächen mit dem Kostenträger, dem Landschaftsverband

Rheinland (LVR). Die Arbeit mit den Klienten wird in deren Akten dokumentiert und mit den Zielen im Hilfeplan abgeglichen. Und natürlich werden die Maßnahmen auch laufend inhaltlich angepasst. »Für einige Klienten ist es bereits ein wichtiger Erfolg, dass sie es überhaupt zur Arbeitstherapie schaffen«, sagt Anleiterin Christiane Oehme.

Ware auszeichnen, Kunden beraten, Lieferungen auspacken – ein Arbeitstag im Spielwarenladen ist eine abwechslungsreiche Tätigkeit. Was Frau A. besonders gern macht? »Geschenke verpacken!«, strahlt sie. »In schönem Papier, für unsere Kunden. Ich packe alles ein, vom Kugelschreiber bis zur Puppenküche.« Und dann ergänzt sie, ganz erfahrene Verkäuferin: »Das ist unser Service!« //

Vor 60 Jahren...

Ein Mammut steht im Garten des Walter- Kobold-Hauses

Üblicherweise richten wir unseren recke:rückblick auf Artikel, die vor 5, 10, 15 oder 20 Jahren in der Reihe unserer recke:in erschienen sind. Nun aber hat Pfarrer Dietmar Redeker den Blick so weit zurückgeworfen, dass die recke:in, die es seit gut zwei Jahrzehnten gibt, hierzu keinen Bericht geben konnte. In unserer Reihe recke:rückblick müssen und dürfen wir uns dieses Mal also auf einen Zeitzeugenbericht berufen. Dietmar Redeker hat dazu mit dem früheren Schulrektor Friedhelm Löwe gesprochen.

Seinen 60. Geburtstag feiert in diesem Jahr ein waschechter kalifornischer Mammutbaum, der im Park des Walter-Kobold-Hauses steht. Na ja, genauer gesagt ist er als kleines Pflänzchen vor 60 Jahren, im Sommer 1957, dort gesetzt worden, ist also sogar noch ein bisschen älter.

Allerdings war er damals ein »Schulbaum«. Denn an dem Ort, wo heute das Service-Wohnen und das Pflegezentrum Walter-Kobold-Haus stehen, war damals die Schule I der Graf Recke Stiftung. »Das Bäumchen hat mein Vater Friedrich Löwe gespendet. Der war Gärtner in Schwelm«, erinnert sich Friedhelm Löwe. Er war damals Rektor der Schule I. »Wir haben dann zusammen mit den Schülern das Bäumchen gepflanzt, und zwar im ›Schulwald‹, in dem die Kinder viele gängige Baumarten kennenlernen konnten.«

Neben den Eichen, Buchen, Kiefern und Tannen im Schulwald war der Mammutbaum allerdings ein echter Exot: Die Sequoia, wie der Mammutbaum auch heißt, ist in den Pazifik-Küstengebieten Nordkaliforniens heimisch. Der Küstenmammutbaum ist ein immergrüner Nadelbaum. Zu dieser Art gehören die höchsten lebenden Bäume der Welt. Einer von ihnen, der »Hyperion«, gilt zurzeit als der höchste Baum der Erde (Stand 2014) und steht im Redwood-Nationalpark in Kalifornien. Er ist 115,55 Meter hoch!

So groß ist der Recke-Mammutbaum natürlich noch nicht – geschätzt ist er 20 bis 25 Meter hoch. Aber, er kann als erwachsener Baum rund 90 Meter hoch werden. Und er kann bis zu 600 Jahre alt werden. Das höchste Alter eines Mammutbaumes wurde durch Jahresringzählung mit rund 2200 Jahren bestimmt. So alt wird unser Baum bestimmt nicht, denn hier ist das Klima nicht so optimal wie in seiner Heimat in Kalifornien. Vor allem starken Frost mag er nicht. Und den gibt es hier ja manchmal – noch... //



Gegenüber seinen kalifornischen Brüdern ein Zwerg, im Garten des Walter-Kobold-Hauses ein Riese: der Mammutbaum aus dem Jahr 1957.

Offenes Haus oder geschützter Raum?

Pro

Im Café »ESS PE ZET« des Sozialpsychiatrischen Zentrums der Graf Recke Stiftung in Düsseldorf treffen sich Menschen mit psychischen Erkrankungen. Seit seiner Eröffnung 2008 sind Besucher von außen jedoch ebenfalls ausdrücklich willkommen. Vom Bestreben, das Café nun noch stärker als offene Begegnungsstätte im Stadtteil auszurichten, sind aber nicht alle Beteiligten angetan. Wir haben mit zwei von ihnen gesprochen.

Aufgezeichnet von Achim Graf



Wolfgang Jucknat (65): Der gebürtige Marburger lebt seit 22 Jahren in Düsseldorf. 2011 erlitt er einen Herzinfarkt mit Schlaganfall, was ihn auch nach seiner körperlichen Genesung psychisch enorm belastet hat. Er wurde depressiv und fand damals Unterstützung im Sozialpsychiatrischen Zentrum. Er lebt in seiner eigenen Wohnung und ist seit gut drei Jahren im »ESS PE ZET« im Service- und Thekendienst tätig.

»Die Arbeit hier tut mir gut, ich könnte ohne nicht sein. Als gelernter Gastronom war ich den Umgang mit Menschen ja bereits gewohnt. Aber nach meiner Erkrankung habe ich mich zurückgezogen. Das »ESS PE ZET« hat mir dabei geholfen, wieder ins Leben zurückzufinden. Wenn es mir hier zu viel werden sollte, könnte ich jederzeit sagen: »Schluss jetzt!«. Aber das war noch nie der Fall, man muss mich eher bremsen.

Dass zu uns auch Fremde kommen, ist für mich kein Problem, weil es hier eben so ausgerichtet ist. Und deshalb halte ich die Idee, die Öffnung noch zu verstärken, für eine sehr gute. Das wäre auch ein Mittel gegen die Abgrenzung: Dort die Gesunden, hier die Kranken.

Ich finde es toll, wenn man miteinander ins Gespräch kommt. Man merkt das an denen, die jetzt schon kommen. Die merken schnell, dass die Leute hier nicht bekloppt sind, sondern einfach psychisch erkrankt. Ich hatte früher als Wirt hinter der Theke auch so meine Vorurteile und ehrlich gesagt keine Ahnung. Und deshalb können gar nicht genügend Menschen mehr darüber erfahren.«

Contra



Hans-Georg Hosterbach (59): Der Mann mit dem markanten Vollbart ist so etwas wie das Urgestein im Sozialpsychiatrischen Zentrum. Er ist seit »30 Jahren bei der Stiftung«, wie er sagt, lebt seit rund 20 Jahren als Untermieter in einer betreuten Wohngemeinschaft in Düsseldorf. Im Café ist er gerne Gast und zeitweise als Springer im Einsatz. Er bringt den Müll weg oder besorgt Milch oder Kaffee aus dem Supermarkt.

»Mitte 2008 wurde das ›ESS PE ZET‹ hier eröffnet und war von Anfang an auch für Besucher geöffnet. Als die Tagesstätte noch an der Bagelstraße lag, war das anders. Ich erinnere mich, dass das damals zumindest für eine Bekannte von mir schwierig war, sie hat den geschützten Raum vermisst.

Für mich persönlich aber war es ein Glücksfall, ich kam dadurch wieder in die Nachbarschaft. Denn es kommen ja jetzt schon Menschen von außen, das findet ja statt. Man sollte das aber nicht noch mehr herausstellen und dafür extra Werbung machen. Ich habe nichts gegen Inklusion, aber die Frage ist: Wollen wir das in der Form?

Es ist doch so, dass wir die Benachteiligten sind, die irgendwo ihren Raum brauchen. Es ist eben kein normales Café. Meine Befürchtung ist, dass irgendwann gewisse Erwartungshaltungen von außen entstehen. Dass zum Beispiel bestimmte Zeitungen ausliegen oder das Essensangebot sich ändern sollte. Diese Erwartungen dürfen wir auf keinen Fall erfüllen, diese Art von Cafés gibt es ja schon. Entscheidend ist, dass wir uns hier sicher und wohl fühlen.«



Info

→ Das ESS PE ZET

Seit 2008 existiert das Café »ESS PE ZET« als Teil des Sozialpsychiatrischen Zentrums der Graf Recke Stiftung in Düsseldorf, eine Beratungs- und Kontaktstelle für schwer psychisch Erkrankte. In der Einrichtung an der Grafenberger Allee 345, in der sich psychiatrienerfahrene Erwachsene und ihre Angehörigen zu Beratungsgesprächen und gemeinsamen Freizeitaktivitäten oder Festen treffen, gibt es Frühstück, einen wechselnden Mittagstisch und alle üblichen Angebote eines Tagescafés. Von Anfang an war dieses auch für Besucher von außen geöffnet, montags bis donnerstags von 10 bis 18 Uhr, freitags von 10 bis 16 Uhr sowie samstags zwischen 15 und 18 Uhr.

Neu ist, dass dies im Rahmen eines inklusiven Modellprojekts der Bundesdiakonie seit 2016 noch stärker in die Öffentlichkeit getragen wird. Es werde versucht, noch intensiver im Stadtteil zu leben und ihn auch mitzugestalten, sagt die projektverantwortliche Sozialarbeiterin Petra Welzel. Dies geschieht unter anderem durch öffentliche Feste, gemischte Workshops mit Kooperationspartnern aus dem Viertel, eine enge Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirchengemeinde oder ein Tischtennisangebot durch Borussia Düsseldorf, dem Verein des Weltklassespielers Timo Boll. »Wir wollen Begegnung ermöglichen und dadurch gegenseitige Ängste und Vorbehalte abbauen«, begründet Petra Welzel die Aktivitäten. Das Café sei dabei ein wichtiger Bestandteil. »Und ein toller Ort.«



Für mehr Teilhabe: Engagement mit Herz

Damit psychisch Erkrankte sich nicht aus der Gesellschaft zurückziehen, sondern ihre aktive Teilhabe an dieser Schritt für Schritt wieder stärken, engagieren sich Andreas Kernchen und Annika Stiglic. Er hauptamtlich als Peer-Berater und sie ehrenamtlich beim Sozialpsychiatrischen Verbund der Graf Recke Stiftung. Was sie eint? Sie sind selbst psychiatrieerfahren. Ihr Erfahrungswissen ist ein Schatz.

Von Özlem Yilmazer

Im Umgang mit Menschen, die zum Beispiel an Schizophrenie oder Depressionen erkrankt sind, gibt es immer noch viele gesellschaftliche Vorbehalte und Klischeebilder. Umgekehrt ziehen sich psychisch Erkrankte etwa aus Unsicherheit und Angst selbst aus dem aktiven gesellschaftlichen Leben zurück. Beides schränkt ihre Partizipationsmöglichkeiten und Selbstbestimmung ein. Andreas Kernchen und Annika Stiglic kennen diese Situationen gut. Sie haben selbst Erfahrungen in der Psychiatrie gemacht und ihren Wunschplatz als aktives Mitglied in der Gesellschaft wieder gefunden. Ihre Erfahrungen teilen sie inzwischen mit anderen Menschen, die in ähnlichen Situationen sind, und sie begleiten diese auf Augenhöhe dort, wo Unterstützung und Zuspruch nötig sind.

Andreas Kernchen arbeitet seit knapp anderthalb Jahren als Peer-Berater im Sozialpsychiatrischen Verbund in Düsseldorf-Grafenberg und Annika Stiglic ebenfalls seit einem guten Jahr dort als ehrenamtliche Mitarbeiterin. Ihren Weg dorthin fanden beide über das Modellprojekt »Miteinander inklusiv« der Diakonie Deutschland, das die Einbindung psychisch Erkrankter in ihre Stadtteile und ihre Akzeptanz fördert. Diese besondere Mischung aus Quartiersarbeit und Arbeit mit psychisch erkrankten Menschen motiviert die beiden Engagierten.

»Mit der Quartiersarbeit versuchen wir, die Schwelle zur Gesellschaft für Leute, die hier als Klienten wohnen und leben, niedriger zu setzen«, erzählt Andreas Kernchen, der ursprünglich aus dem Ruhrgebiet stammt.

Er weiß, wovon er redet: »Bei mir hat es nach meiner Erkrankung 1993 sieben Jahre gebraucht, bis ich mich dem Thema öffnen konnte.« Das Thema ist der offene Umgang mit der eigenen Erkrankung und damit der Weg wieder in die Gesellschaft, in die Stadtgesellschaft. Andreas Kernchen ging damals, mehrere Jahre nach seiner Diagnose, zu einem Psychoforum (trialogisch). »Dort habe ich erst mal kennengelernt, wie Leute offen über ihre Krankheit reden können.« Das habe ihm die ersten Impulse für seine spätere Tätigkeit gegeben. Und die kann sich sehen lassen: 15 Jahre lang engagierte sich Andreas Kernchen ehrenamtlich. Er realisierte für psychisch Erkrankte Stammtisch-Angebote, machte Anti-Stigma-Arbeit, Verbandsarbeit und Einzelberatungen. Und heute ist er mit seinem Erfahrungswissen hauptamtlicher Peer-Berater im Geschäftsbereich *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* der Graf Recke Stiftung. »Mir ist es eine Herzenssache, dass Leid vermindert wird«, sagt Andreas Kernchen. »In diesem Bereich zu arbeiten, ist für mich eine Art Berufung.«

Annika Stiglic kam per Zufall zu ihrem Ehrenamt, wie sie erzählt. »2012 bin ich mit einer Bekannten im ESS PE ZET gewesen, wir sind so reingestolpert.« Sie war gleich begeistert von der offenen Atmosphäre des Cafés des Sozialpsychiatrischen Verbunds in Grafenberg. »Und dann bin ich hier so quasi hängengeblieben, es haben sich Kontakte entwickelt«, erzählt die junge Frau, die damals als Grafikerin in der Werbung arbeitete und ebenfalls psychisch erkrankte. Sie entschied sich für eine kaufmännische Umschulung, in deren Rahmen sie auch in der Stiftungsverwaltung der Graf Recke Stiftung arbeitete. Dort erfuhr sie vom Modellprojekt in Grafenberg und wollte unbedingt dabei sein. »Ich sehe mich als Unterstützerin, dort, wo ein Bedarf von den Klienten da ist und es auch von den Fähigkeiten her passt.«

Kontakt mit Klienten auf dem Areal in der Grafenberger Allee 341 knüpft sie zum Beispiel in Gruppenangeboten. Dort kommt Annika Stiglic ins Gespräch und entscheidet auf Basis ihrer Erfahrung und im Austausch, wie sie ihr Gegenüber am besten unterstützen kann. Manchmal ist es ein Gespräch, in dem sie einen Impuls geben kann, manchmal die Ermutigung zum Mitmachen bei der Klientenzeitschrift *Reckische Post*. »Da ist ganz viel Zwischenmenschliches, das passiert.« Größte Motivation für sie sei, dass das Herz

und die Freude dabei sind. »Daraus entstehen die besten Begegnungen.« Viel Wert legt sie auf Respekt, dies ermögliche die Begegnung auf Augenhöhe. Annika Stiglic bringt zudem auch ihre beruflichen Erfahrungen und Kenntnisse mit ein, »zum Beispiel bei der Vorbereitung des Stadtteilstes auf grafischer Ebene.« Ihr Erfahrungswissen auf der einen Seite und ihre beruflichen Kompetenzen auf der anderen sieht sie als bereichernde Symbiose.

Andreas Kernchen wird öfter mal im ESS PE ZET unvermittelt angesprochen, etwa ob er dort arbeite oder ob er sagen könne, welche Symptome die jeweilige Erkrankung des Klienten haben könne. So entstehen auch Erstkontakte. »Es liegt dann in meiner Kompetenz, durch Feinfühligkeit zu merken, welches der richtige Ansatz ist.« Es sei wichtig, die Menschen dort abzuholen, wo sie stünden. »Das bedeutet, nicht zu viel fordern, kleine Angebote machen«, erzählt er. Das kann die Einladung zum Stadtteilfrühstück sein, wo Klienten mit der Nachbarschaft in Kontakt kommen, oder auch die Begleitung beim Einkaufen. »Damit

er sich wohler fühlt, nicht so angstbesetzt ist.« Andersherum sei es genauso wichtig, die eigenen Möglichkeiten nicht zu überschreiten: »Ich bin kein Therapeut, ich bin Peer-Berater.« Er hat gelernt, achtsam im Umgang mit sich und anderen zu sein.

Sowohl Andreas Kernchen als auch Annika Stiglic sind mit ihren Tätigkeiten, die vor allem auf Erfahrungswissen beruhen, eine Bereicherung für die Graf Recke Stiftung und gleichzeitig in dieser Form noch relativ neu. Beide wünschen sich, dass dies im Sozialpsychiatrischen Verbund aber auch gesellschaftlich noch stärker genutzt wird. »Unsere Art von Sein und Leben hat eine Kernkompetenz«, sagt Andreas Kernchen, und Annika Stiglic ergänzt: »Das ist eine neue Ressource und Qualität von Arbeit, wenn Fachkräfte Peers mit einbeziehen. Da sehe ich großes Potenzial, der Weg ist noch nicht zu Ende gegangen.«

Auch der Weg von Annika Stiglic in der Graf Recke Stiftung scheint noch lange nicht zu Ende zu sein. Die Arbeit im Grafenberger Stadtteilprojekt und auch die Zusammenarbeit mit Andreas Kernchen

habe sie darin bestärkt und auch befähigt, beruflich neue Perspektiven zu entwickeln: Sie hat angefangen, eine einjährige Ex-In-Weiterbildung zu machen. Dann kann sie im Bereich Psychiatrie etwa als Genesungsbegleiterin, Dozentin oder Beraterin arbeiten. »Ich möchte Teilhabe ermöglichen mit niedrigschwelligen Angeboten und kleinen Schritten, damit jeder mitziehen kann und auch mitkommt.« //

 www.graf-recke-stiftung.de/miteinander-inklusiv

Info

➔ **Peer-Beratung**
Psychisch erkrankte Menschen werden auf Augenhöhe von Menschen beraten, die selbst bereits Erfahrungen in der Psychiatrie gemacht haben.



Lebensmotto Annika Stiglic:
»Aus Steinen, die dir in den Weg gelegt werden, kann man was Neues, was Schönes bauen.«



Lebensmotto Andreas Kernchen:
»Wenn das Leben mit psychischer Erkrankung gescheitert ist und sich wie eine Baustelle darstellt, kann ich nur sagen: Schippe in die Hand nehmen und die Baustelle des Lebens versuchen, vernünftig zu bearbeiten. Man kann viel erreichen!«



Von Roelf Bleeker

»Wenn man nicht geht, kriegen andere die Stimme«

Im Wohnhaus Kaarst des Sozialpsychiatrischen Verbunds lag die Beteiligung bei der letzten Landtagswahl bei 92 Prozent – weit über dem Durchschnitt! »Man kann ja schlecht über die Politik meckern, wenn man nicht zur Wahl geht«, sagt Daniel Schreier. Auf die Bundestagswahl haben er und einige Mitbewohner sich gut vorbereitet.

Warum habe ich zwei Stimmen bei der Wahl? Ist der Wahlzettel ungültig, wenn ich nur ein Kreuz mache? Nimmt ein Politiker es mir übel, wenn ich mit der zweiten Stimme eine andere Partei wähle? Zur Klärung solcher und anderer Fragen hat Gruppenmitarbeiter Kai-Uwe Weber zwei Wochen vor der Bundestagswahl die Bewohner des Wohnhauses des Sozialpsychiatrischen Verbunds in Kaarst eingeladen. Sechs von ihnen waren dabei und diskutierten natürlich auch über politische Inhalte.

»Teilhabe heißt auch, an Wahlen teilzunehmen«, sagt Annette Weirauch, Einrichtungsleiterin im Wohnhaus Kaarst. Tatsächlich sind auch volljährige deutsche Staatsbürger von Bundestagswahlen ausgeschlossen, zum Beispiel jene Menschen mit Behinderung, die gerichtlich komplett unter Betreuung gestellt sind und in keinem einzigen Lebensbereich selbstständig entscheiden dürfen.



Links: Daniel Schreier, Karin Kreer und Münevver Cakar (von links) an den Computern im Wohnhaus Kaarst. Mitte: Gruppenmitarbeiter Kai-Uwe Weber unterstützt die Bewohner bei der Internetrecherche.

Für die Bewohner im Wohnhaus Kaarst gilt dies nicht: Sie sind weder komplett unselbstständig noch von der Wahl ausgeschlossen. Sie dürfen und gehen wählen – bei der Landtagswahl im Mai waren es 92 Prozent der 16 Bewohner, berichtet Kai-Uwe Weber mit einem gewissen Stolz.

Zum Beispiel Karin Kreer. Die 51-Jährige lebt seit zehn Jahren im Kaarster Wohnhaus. Ein Grund, warum sie regelmäßig wählen geht: »Wir haben es von hier aus nicht weit – nur über die Straße, da ist eine Schule, dort ist das Wahlbüro.« Doch der kurze Weg ist für sie nicht der einzige Grund: »Wenn man nicht geht, kriegen andere Parteien die Stimme.« Daniel Schreier, der im Mai nicht zur Landtagswahl gegangen ist, ist sich dessen auch bewusst: »Dieses Mal gehe ich hin«, sagt der 29-Jährige. »Man kann schlecht über die Politik meckern, wenn man nicht zur Wahl geht.«

Auch Münevver Cakar geht. Die gebürtige Türkin hat vor fünf Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft erworben. Sie verknüpft ihre Wahl auch mit einer klaren inhaltlichen Erwartung: »Weil ich möchte, dass den Türken hier geholfen wird bei Arbeitslosigkeit und Not.« Für ihr Anliegen würde die 52-Jährige sogar gern selbst Politikerin werden. »Im Moment habe ich noch keinen

Umkreis dafür«, meint sie. Sie ist gerade erst aus Neuss nach Kaarst gezogen. Was sie tun könne, um mit Politikern in Kontakt zu kommen, war ein Thema für Münevver Cakar in der Wahlvorbereitungsrunde. Kai-Uwe Weber sagt, dazu müsse sie nur auf einen Markt in irgendeiner Stadt gehen, da seien die Politiker zurzeit alle mit ihren Wahlkampfständen zu finden. Daniel Schreier interessiert der direkte Kontakt zur Politik weniger, geschweige denn hat er Interesse an einem eigenen politischen Engagement: »Ich habe selbst genug Probleme. Da muss ich mir nicht noch die einer Stadt oder eines Landes aufhalsen!«

Karin Kreer hat ebenfalls keine Ambitionen, sich selbst um ein politisches Amt zu bewerben. Sie engagiert sich lieber direkt vor Ort, fürs Haus, hält Kontakt in den Stadtteil, indem sie zum Beispiel fürs Martnissingen des benachbarten Kindergartens einkauft und die Süßigkeiten austeilte. Begegnet sie den Kindern im Alltag draußen auf der Straße, rufen sie: »Hallo, Tante Karin!« Wegen ihrer guten Kontakte in den Stadtteil nennt Bereichsleiterin Weirauch Karin Kreer scherzhaft »unsere Inklusionsbeauftragte«.

Zur Vorbereitungssitzung hat Kai-Uwe Weber Wahlplakate ausgedruckt und zur



Diskussion vorgelegt. Außerdem sind die Teilnehmenden in Kleingruppen den Wahl-O-Mat der Bundeszentrale für politische Bildung durchgegangen. Bei der Frage, ob auch Kinder unter 14 Jahren künftig strafmündig sein sollen, ist Karin Kreer engagiert in die politische Diskussion eingestiegen. Die Mutter zweier erwachsener Kinder sagt: »Das finde ich nicht gut. Wenn die was gemacht haben, sind die genug gestraft, wenn die Druck von den Eltern kriegen. Und wenn die eingesperrt werden, wissen sie ja gar nicht warum!« Diese und andere im Wahl-O-Mat abgefragten Themen führten zu regen Diskussionen.

Die Teilnehmenden der Wahlvorbereitung im Wohnhaus in Kaarst gehen gut informiert aus der Sitzung. Sie wissen, dass sie zwei Stimmen haben, aber, wenn sie wollen, auch nur ein Kreuz auf dem Wahlzettel machen dürfen. Und dass niemand Angst haben muss, dass ihm seine Wahlentscheidung übel genommen werde, weil die Wahl ja geheim ist. //

Info



Das Wohnhaus in Kaarst

Das Wohnhaus des Sozialpsychiatrischen Verbunds in Kaarst im Rhein-Kreis-Neuss umfasst 16 Plätze, davon vier Einzelapartments und drei Gruppen à vier Bewohnerinnen und Bewohner. Jede Wohnung verfügt über Bad und Wohnküche. Die Apartments stehen vor allem jenen Bewohnerinnen und Bewohnern zur Verfügung, die lebenspraktische Fähigkeiten besitzen, jedoch die Sicherheit eines Wohnhauses benötigen, in dem rund um die Uhr Mitarbeitende als Ansprechpartner zur Verfügung stehen. In zwei weiteren Zweier- und sechs Einzelapartments besteht die Möglichkeit des Betreuten Wohnens. Die direkte Nähe zum Wohnhaus erleichtert vielen Klienten im Verlaufe ihrer Verselbstständigung den Schritt vom Wohnhaus in die Apartments des Betreuten Wohnens.





Von Roelf Bleeker

Ein wechselhaftes Leben

Für Rolf Stelter schließt sich ein Kreis: Vor über 40 Jahren musste er sein Theologiestudium abbrechen. Jahrzehntlang versuchte der heute 62-Jährige, beruflich und im Leben Fuß zu fassen. Leicht gefallen ist ihm das nicht, aber eines hat er erreicht: Heute ist er Lektor in der Lukaskirchengemeinde in Kaarst und steht sonntags regelmäßig an der Kanzel.

Rolf Stelter strahlt Ruhe aus. Und Seriosität. Seine sonore Stimme und seine sorgfältig ausgewählte Kleidung lassen auf einen Menschen schließen, der mitten im Leben steht.

Rolf Stelter wohnt seit zehn Jahren im sozialpsychiatrischen Wohnhaus der Graf Recke Stiftung in Kaarst. Er ist einer der ersten Bewohner der 2006 eingeweihten Einrichtung. Bevor er dorthin zog, hatte er bereits eine Odyssee durch verschiedene Einrichtungen hinter sich. Geboren vor 62 Jahren in Nienburg an der Weser ist Rolf Stelter schon als Kind mehrfach umgezogen. Sein Vater war Fernmeldetechniker und beruflich an verschiedenen Orten tätig. Anfang der 1970er Jahre nahm Rolf Stelter das Studium der Theologie an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal auf. In den Semesterferien leitete er Kindergottesdienste in Wesel und arbeitete als Gruppenleiter im Jugendheim. Der junge Mann hatte klare Vorstellungen: Er wollte Pastor werden.

Nach je zwei Semestern in Wuppertal und in Heidelberg war Schluss mit dem Theologiestudium. Rolf Stelter litt an Depressionen.

Nach Aufnahme im psychiatrischen Krankenhaus in Heidelberg und einem neunmonatigen Aufenthalt in einer Tagesklinik hat Rolf Stelter es noch einmal probiert mit dem Studieren. Die Depressionen glaubte er überwunden: »Ich habe mich gesund gefühlt.« Und dann habe er einen Fehler gemacht und die Medikamente abgesetzt.

Es könne sein, sagt er, dass es dadurch den Rückfall gab.

Als Rolf Stelter nach 17 Semestern das Studium in Heidelberg endgültig abbrach, holten ihn seine Eltern ab. Sein Elternhaus lag inzwischen im Nettetal. Rolf Stelter war damals Ende Zwanzig. Doch auch zuhause wurde es nicht besser und er wurde ins Landeskrankenhaus in Viersen eingewiesen.

Menschen, die Zeit ihres Lebens oder zumindest über lange Strecken in psychiatrischer Behandlung sind, werden mancherorts als »Psychiatrieerfahrene« bezeichnet. Dieser Begriff vermittelt eine Eigenkompetenz der Betroffenen. Für Rolf Stelter passt der Begriff tatsächlich recht gut, hört man der nachdenklich-reflektierten Zusammenfassung seiner Erfahrungen in der Psychiatrie zu.

Denn nun begann eine Reise durch verschiedene Einrichtungen, wobei Rolf Stelter verschiedenen Empfehlungen folgte oder für sich selbst das Richtige gefunden zu haben glaubte.

Über das Maximilian-Kolbe-Haus in Krefeld, ein Wohnheim mit Arbeitsmöglichkeiten in Schlosserei und Metallwerkstatt sowie einer Tagesklinik, zog Rolf Stelter mit einem dortigen Mitbewohner in eine Wohnung in Krefeld. In einem Treff für Arbeitslose versuchte er, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. »Aber ich war damals noch nicht so gesprächig, eher still«, sagt Rolf Stelter und schaut Annette Weirauch, die Leiterin des Wohnhauses Kaarst, in dem er heute lebt, an. Annette Weirauch lacht: Heute könne man das von Rolf Stelter so nicht mehr behaupten. Rolf Stelter lacht auch.

Auf Empfehlung seines Arztes ging Rolf Stelter nun regelmäßig in eine Tagesklinik. Als der dortige Klinikseelsorger von Rolf Stelters Theologiestudium erfuhr, riet er ihm, nach Neuss zu gehen. Da sei die Diakonie als Arbeitgeberin sehr präsent. Also zog Rolf Stelter von Krefeld nach Neuss. »Ich wollte in Arbeit kommen«, sagt er. Über einem Treff für psychisch Kranke war oben im Haus ein Einzelzimmer frei. »Das war so eine Art betreutes Wohnen«, sagt Rolf Stelter.

Das war Ende der 1970er Jahre. Und es gefiel ihm.

Doch nach etwa einem halben Jahr war es schon wieder vorbei. Die Leiterin sagte, die Einrichtung, die Rolf Stelter in seiner Wohnung betreute, müsse geschlossen werden. »Es war wohl alles zu schön und harmonisch«, sagt Rolf Stelter mit einem bitteren Lächeln.

Zwei Jahre lebte er in einem Übergangswohnheim in Neuss. »Ich hatte zwischenzeitlich die Medikamente reduziert«, berichtet Rolf Stelter. Er habe diese Zeit in guter Erinnerung, er sei, sagt er, sogar glücklich gewesen. Aber das Übergangswohnheim durfte ja keine Dauerlösung sein.

Während einer Ferienfreizeit hörte Rolf Stelter, dass in einer

anderen Einrichtung ein WG-Platz des Diakonischen Werks frei werde. Er zog dort ein. Mit den Mitbewohnern sei er gut klargekommen. »Wir haben auch Stress miteinander gehabt, aber ich habe mich trotzdem wohlfühlt.«

Im Bereich Arbeit und Beschäftigung klappte es hingegen nicht so gut. Nach zwei Jahren in den Werkstätten sei er in einen »Erschöpfungszustand gekommen«, erzählt er. »Es war dort eintönig, niemand sprach.« Rolf Stelter behauptet nicht steif und fest, dass dies der Grund für seine Erschöpfung war. Er fragt sich selbst, ob es daran gelegen habe. Sicher weiß er nur: Er hat dort aufgehört zu arbeiten.

In seiner umfangreichen Krankenakte ist vermerkt: wechselnde Berufswünsche.

»Ich habe dann in einer Neusser Organisation für Arbeitslosenhilfe in der Küche geholfen, Frühstück gemacht, eingekauft, das Catering mitgemacht.« Das dauerte ein halbes Jahr. »Dann hörte ich vom Sozialarbeiter, dass eine Tagesstätte in Neuss eröffnet wurde mit einem Hofcafé daneben.«

Kellnern, Kuchen backen... Das gefiel Rolf Stelter. Dort hielt es ihn fast zehn Jahre. Und in der Tagesstätte lernte er auch eine Frau kennen. »Wir haben dann überlegt, eine gemeinsame Wohnung zu nehmen.« Nach sieben Jahren in der WG

zog Rolf Stelter mit seiner neuen Freundin nach Neuss in eine eigene Wohnung.

Von der Tagesstätte aus unternahm er einen weiteren Arbeitsversuch in einer Wäscherei eines Altenheims. »Dort habe ich vor allem gebügelt, aber das war nicht das Richtige für mich.« Auch sei er mit den Frauen dort nicht zurechtgekommen. »Immer sind die Frauen schuld, wenn es bei Ihnen nicht läuft«, lacht Bereichsleiterin Annette Weirauch, die Rolf Stelters Geschichte natürlich kennt, aber aufmerksam zuhört. Rolf Stelter lässt sich von der kleinen Stichelei nicht beirren: »Nach dem Bügeln hat mir der Leiter der Tagesstätte gesagt: Sie können hier nicht gleich wieder anfangen. Sie müssen erst mal pausieren.« Dann schaut er Annette Weirauch herausfordernd lächelnd an und sagt: »Sehen Sie: Dieses Mal ist ein Mann schuld!«

Wieder einmal galt es zu überlegen: Was kannst du machen? »Wir waren regelmäßige Besucher der Versöhnungskirche in Neuss«, erzählt Rolf Stelter. »Da habe ich den Pfarrer angesprochen, ob er eine Aufgabe für mich habe.« Ja, habe der gesagt, ein Ehrenamt in der Altenstube.

»Dort habe ich mit den alten Leuten gesungen und in einer Gruppe Skat gespielt.« Annette Weirauch wirft ein: »Herr Stelter ist ein sehr guter Spieler.« Bei den Wohnheimturnieren räumt er regelmäßig den Sieg ab und einmal habe ein Mitarbeiter ihn zu einem Skatturnier mitgenommen, wo Rolf Stelter prompt auch den ersten Preis geholt habe. »Ja«, erinnert sich Rolf Stelter. »Wir waren ja schon damals in unserer Männer-WG bekannt für unser Skatspiel – aber auch für unsere Stimmung und unseren Zusammenhalt«, ergänzt er vielsagend lächelnd.

Nach einem Jahr wurde wieder ein Platz in der Tagesstätte frei. Gemeinsam mit seiner Freundin wechselte er dorthin.

Wieder gab es eine Zeit der Ruhe. Bis der Träger die Betreuung in der Wohnung kündigte und Rolf Stelter und seine Freundin ausziehen mussten. Nach zehn Jahren zogen sie also

»Ich habe mich
gesund gefühlt.«

wieder um, in eine Wohnung in Stadtnähe. Nach zwei Jahren kam auch dort die Kündigung. Seine Betreuerin habe gesagt, es habe keinen Zweck, nochmal eine neue eigene Wohnung zu suchen und wusste von einem gerade neu erbauten Wohnheim der Graf Recke Stiftung in Kaarst zu berichten. »Dort bin ich mit meiner Freundin 2006 als einer der ersten Bewohner eingezogen.« Bis heute wohnt Rolf Stelter dort in einer Vierergruppe, seine Freundin im Apartment.

»Ich war damals euphorisch: Wieder etwas Neues, neue Eindrücke«, erzählt Rolf Stelter »Es gab Phasen, in denen ich wenig geschlafen habe, hypoman war.« Noch einmal musste er stationär ins Krankenhaus. Seit einigen Jahren ist er stabil, bestätigt Einrichtungsleiterin Weirauch.

Als tagesstrukturierende Maßnahme geht Rolf Stelter seit seinem Einzug in die Ergotherapie. »Damit war ich anfangs zufrieden, ich habe nicht weiter überlegt, ob ich noch auf den freien Arbeitsmarkt will oder in die Arbeitstherapie auf dem Gelände der Graf Recke Stiftung in Düsseldorf.« Doch im Lauf der Jahre wurde Rolf Stelter wieder aktiver, suchte nach neuen Beschäftigungsmöglichkeiten. Annette Weirauch: »Herr Stelter ist unglaublich vielseitig interessiert in Literatur und Politik und regt an den Tischen alle immer wieder zu Gesprächen an.«

Schon kurz nach seinem Umzug ins Wohnheim der Graf Recke Stiftung waren Rolf Stelter und seine Freundin regelmäßige Besucher in der benachbarten Lukaskirche. Sie gingen zu den Gottesdiensten und auch zum anschließenden Kaffeetrinken. Dort habe er einer Frau von seinem Studium erzählt und dass er sich nicht vorstellen könne, dieses noch einmal aufzunehmen. »Und da hat die Frau mir gesagt: Vielleicht bewerben Sie sich als Lektor?«

Und wieder überlegte Rolf Stelter: »Willst du das? Schaffst du das?« Er habe dann die Pastorin angesprochen, ob Lektoren gesucht werden. Grundsätzlich ja, habe die Pastorin gesagt und sich Rolf Stelters Telefonnummer aufgeschrieben.

Nach einem halben Jahr kam der Anruf und mit ihm eine Einladung zur Lektorenschulung. Eine Aufgabe in der Gemeinde! »Ich war schon aufgeregt«, bekennt Rolf Stelter, »das ist für mich eine größere Sache!«

Gemeinsam mit sieben anderen Teilnehmenden absolvierte Rolf Stelter eine Schulung – »das war wie ein kleines Theologiestudium!« Für die anderen, die schon Erfahrungen hatten, sei es mehr eine Fortbildung gewesen, meint Rolf Stelter. Aber für ihn war die Schulung absolutes Neuland. Und am Palmsonntag dieses Jahres stand sein erstes Lektorat an.

»Die Kirche war gut gefüllt«, erzählt Rolf Stelter. »Aber ich habe nicht so ein Problem damit gehabt, vor der Gemeinde zu stehen. Ich habe ja auch gesagt bekommen, dass ich die richtige Stimme dafür habe.« Inzwischen hat er seinen zweiten Auftritt in der Lukaskirche mit guter Resonanz absolviert und auch einmal in der Graf Recke Kirche in Düsseldorf-Wittlaer lektoriert. »Er ist extra mit öffentlichen Verkehrsmitteln angereist, was eine kleine Weltreise bedeutet«, berichtet Dietmar Redeker, Pfarrer der Graf Recke Stiftung, der Rolf Stelter aus dem Gesprächskreis im Wohnheim Kaarst kennt. »Die Gottesdienst-



Rolf Stelter findet in seiner neuen Aufgabe Bestätigung.

besucher haben ihm bestätigt, dass er gut gelesen hat, und ihn darum gebeten, doch mal wieder zu kommen.« Und tatsächlich wird Rolf Stelter auch in der Wittlaerer Graf Recke Kirche im Herbst wieder im Einsatz sein.

Das Lektorenamt bedeutet Rolf Stelter persönlich sehr viel. Und er findet auch dies wichtig: »Dass ich als jemand, der in einem Wohnheim der Graf Recke Stiftung wohnt, durchaus eine Aufgabe in der Kirche übernehmen kann.«

Auch sonst ist Rolf Stelter sehr aktiv: »Seit einem Jahr mache ich einen Pilateskurs, einmal die Woche Wassergymnastik und einmal die Woche gehe ich schwimmen«, erzählt er. Annette Weirauch sagt: »Es ist wichtig, eine Ausgewogenheit zwischen Aktivität und Ruhe zu finden. Und ich glaube, dass Herr Stelter im Laufe seiner Krankheiten gelernt hat, sich dazu entsprechende Gedanken zu machen und auch auf unsere Hinweise zu hören.« Rolf Stelter würde zum Beispiel gerne ein Praktikum in der Bücherei auf dem Hauptgelände des Sozialpsychiatrischen Verbunds in Düsseldorf machen. »Das ist ein vages Ziel von mir.« Annette Weirauch weist auf die weite Anfahrt hin und schlägt ein Ehrenamt in der benachbarten katholischen Gemeindebücherei vor. Rolf Stelter nickt. Auch das wäre eine Möglichkeit. Aber...

Wechselnde Berufswünsche. So steht es in Rolf Stelters Krankenakte. Dabei hatte er als junger Mann doch ein Ziel!

Rolf Stelter hat einen langen Weg hinter sich. Welchen Einfluss die vielen Umzüge seiner Kindheit und der damit verbundene immer neue Verlust von Freunden auf diesem Weg hatte, vermag er selbst nicht zu sagen. Ein Grübler sei er schon immer gewesen, ein Zweifelnder und Sinnsuchender. »Ich habe schon als Jugendlicher eine Philosophiearbeit über den Sinn des Lebens geschrieben«, sagt er.

Vieles hat sich der junge Rolf Stelter damals für sein weiteres Leben anders vorgestellt. Pfarrer ist er nicht geworden. Aber nach den Jahrzehnten seiner Odyssee steht der psychiatrierefarene 62-Jährige heute nicht nur mitten im Leben, sondern auch regelmäßig vor der Gemeinde der Lukaskirche an der Kanzel, um mit seiner sonoren Stimme aus der Bibel zu lesen.

Und so hat Rolf Stelter seinen Traum, zumindest im Kleinen, noch verwirklicht. //

»Willst du das? Schaffst du das?«

Die naive Frage



Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten? Unsinn, natürlich gibt es dumme Fragen! Oder sagen wir: naive Fragen. Und die muss man auch mal stellen dürfen. Und dann merkt man manchmal, dass die Frage tatsächlich gar nicht mal so dumm ist – beziehungsweise die Antwort klug. Deshalb fragen wir die, die es wissen müssen, das, was wir immer schon wissen wollten, aber uns – normalerweise – nicht zu fragen trauen...

Vielfalt, Chancengleichheit, Individualität, Teilhabe ... Schlagworte wie diese sind ständig präsent. Wir leben in einer Gesellschaft mit einem starken Bewusstsein für diese Themen – warum braucht es für die Teilhabe jetzt ein Gesetz, Herr Weidinger?

Die Behindertenrechtskonvention der UN fordert die Gleichstellung von Menschen mit und ohne Behinderung. Teilhabe ist ein Menschenrecht! Das Bundesteilhabegesetz ist die logische Konsequenz der UN-Behindertenrechtskonvention. Dieses Gesetz hat Haken und Ösen, keine Frage, aber es ist eines zur Stärkung der Menschen mit Behinderungen und es wird Zeit, die stationären Strukturen der Hilfesysteme für sie aufzubrechen. Durch das neue Bundesteilhabegesetz bekommt dieses Ziel eine neue Dynamik. Die Gesellschaft ist aufgefordert, Barrierefreiheit zu gestalten – nicht nur für körperlich eingeschränkte Menschen durch Einstiegshilfen oder Rampen, sondern auch hinsichtlich der Frage: Wie öffne ich den Sozialraum gegenüber Menschen mit Teilhabebeeinträchtigungen? Das setzt voraus, dass die Menschen im sozialen Umfeld um diese Einschränkungen wissen. Das soziale Umfeld muss noch mehr entsprechend darauf vorbereitet werden. Es geht darum, zu schauen, wo für jeden Einzelnen von uns Barrieren aus dem Weg geräumt werden müssen, damit alle besser an der Gesellschaft teilhaben können. Dies gilt beispielsweise für Menschen, die von Armut betroffen sind und für die zu wenig kostenlose Angebote zur Verfügung stehen, gleichermaßen wie für Menschen mit Behinderung oder Menschen in der Lebensphase Alter. Es geht hierbei auch um eine Toleranz für das »Anders sein« oder sogar ein Erkennen, dass durch diese Vielfalt die Gesellschaft letztendlich reicher wird. Demnach geht es weiter darum, Stellen zu identifizieren, die eine Teilhabe möglichst uneingeschränkt für alle möglich machen.



Reimund Weidinger ist Leiter des Geschäftsbereiches Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik der Graf Recke Stiftung.

Sie kennen doch das Bild von der älteren Dame an der Kasse, die etwas länger braucht, zum Beispiel weil sie nicht mehr so gut sieht, und die die Kassiererin bittet, sich das Geld selbst aus dem Portemonnaie zu nehmen. Die Kassiererin und die Menschen in der Warteschlange kennen die Dame vielleicht, aber unabhängig davon haben sie Verständnis dafür. Auch die ältere Dame hat Teilhabebeeinträchtigungen, und wenn sie niemand dabei unterstützen würde, könnte sie gar nicht mehr alleine einkaufen gehen. So soll es verstärkt noch mehr auch mit Menschen funktionieren, die seelisch oder geistig eingeschränkt sind. Der Mensch mit Behinderung kann sich vielfach mehr einbringen, wenn die Barrieren nicht wären. Also müssen wir schauen, wo diese in der Umwelt beziehungsweise ganz nah im Sozialraum beseitigt werden. Dazu müssen wir alle noch beweglicher werden und uns aufeinander zu bewegen. //

Weitere Fragen rund um Teilhabe und das neue Gesetz beantwortet Reimund Weidinger auf den Seiten 24 bis 27 in diesem Heft.

*Haben Sie auch eine naive Frage?
Und wem wollen Sie sie stellen?
Schreiben Sie uns an
info@graf-recke-stiftung.de
Vielleicht finden wir ja eine Antwort...*

Im heilpädagogischen Wohnhaus Hilden übernehmen Bewohnerinnen und Bewohner mit geistiger oder Mehrfachbehinderung seit rund einem Jahr mehr Verantwortung. Dafür haben sie auch größere Mitspracherechte. PartiSel heißt das Konzept, das Partizipation und Selbstbestimmung fördern und ermöglichen soll. Das Haus ist seitdem »zu einem lebhafteren Ort« geworden.

Von Achim Graf

Seit rund einem Jahr deckt sich der Tisch bei den Gruppentreffen im heilpädagogischen Wohnhaus Hilden der Graf Recke Stiftung nicht mehr wie von selbst. Zumindest nicht immer. Die Bewohnerinnen und Bewohner mit geistiger oder Mehrfachbehinderung sind nun gleichermaßen gefordert wie die pädagogischen Fachkräfte. Denn an der Hochdahler Straße hat man sich gemeinschaftlich Partizipation und Selbstbestimmung auf die Fahnen geschrieben. Und so finden sich diese beiden Begriffe auch in Kurzform im Namen des Konzepts wieder: PartiSel.

»Im Prinzip«, sagt Bereichsleiter Christoph Schluckebier, »steht das Projekt dafür, was in unserer Arbeit ohnehin Dreh- und Angelpunkt ist«. Sprich: Jeder soll im Rahmen seiner Möglichkeiten teilhaben und selbstbestimmt leben, ob es nun die Essensplanung betrifft, die Freizeitgestaltung oder die Einrichtung der Gruppenräume. Im Arbeitsalltag wurde laut Schluckebier darauf schon immer geachtet. Neu an PartiSel sei jedoch, dass dies in regelmäßigen Sitzungen von rund zehn Bewohnern und den Mitarbeitenden nun explizit thematisiert und für jeden in einem Protokoll nachvollziehbar dokumentiert wird.

Die Treffen sind für Christoph Schluckebier ein schönes Beispiel, den Ansatz zu verdeutlichen. »Bisher war es doch so: Der Kaffeetisch ist gedeckt, die Plätzchen liegen aus«, beschreibt er den Standard. Das sei super nett und gut gemeint, die spannende Frage aber sei doch: »Wie kommt das alles dahin?« Die Klienten an Prozessen wie die-

sem zu beteiligen, ist für den Heilpädagogen daher das Ziel. Denn jeder könne mitgestalten, davon ist er überzeugt. »Unsere Aufgabe ist es, die Wünsche und Fähigkeiten der Bewohner herauszukitzeln.«

Die Erfahrungen nach dem ersten Jahr mit PartiSel sind dann auch durchweg positiv, von allen Seiten. Mit den Protokollen habe sich die Arbeitsweise komplett verändert, meint etwa Heilerziehungspfleger Daniel Deppner. »Alltägliches ist plötzlich nicht mehr alltäglich, sondern das Produkt eigenverantwortlichen Handelns«. Wenn eine Bewohnerin etwa »Armer Ritter« essen möchte, müsse sie nun die Zutaten besorgen und die Speise zubereiten, so Daniel Deppner. Immer nach den jeweiligen Möglichkeiten freilich, unterstützt und begleitet. »Für seinen Wunsch eintreten und diesen verfolgen, das ist neu. So banal das klingen mag.«

Nicht immer hat das auf Antrieb funktioniert, für die Mitarbeitenden ist das eine Herausforderung. Ein Bewusstsein zu schaffen für Ursache und Wirkung, kleine Anregungen zu geben aber nicht die Verantwortung abnehmen, ist laut Daniel Deppner das eine. Viel schwieriger sei hingegen »das Dilemma auszuhalten, wenn das Abendbrot ansteht aber niemand einkaufen war«. Und doch sei er glücklich, dass man mit PartiSel ein Konzept entwickelt habe, das die »Fürsorgepädagogik« aufbricht. Ein Konzept, das den Blick auf die Ressourcen des Einzelnen lenkt und das selbstständige Leben fordert und fördert.

Bewohnerin Anne Alipas teilt diese Einschätzung. »PartiSel finde ich sehr wichtig, denn so wird nicht über unsere Köpfe

hinweg entschieden«, meint sie. Im Rahmen des Projekts würde auch über Probleme gesprochen oder über Dinge, die sie verändern wollten. »Den neuen Fußboden und die Tapeten haben zum Beispiel wir ausgesucht und auch besprochen, wer zum Ausprobieren der neuen Möbel mitfährt.« Anne Alipas begrüßt das Mitspracherecht, auch wenn das bedeutet, dass Einkaufslisten geschrieben werden und geklärt werden muss, wer in den Supermarkt mitgeht. Dafür könnten sie vor Ort die verschiedenen Preise kennenlernen. »Unser Verantwortungsbewusstsein hat sich verbessert«, hat sie festgestellt.

Anne Alipas bezieht das nicht nur auf das Übernehmen von alltäglichen Aufgaben. Auch gegenüber den Menschen im Haus, die nicht sprechen können, fühlen sich die anderen nun mehr verpflichtet. »Wir versuchen unseren nonverbalen Mitbewohnern eine Stimme zu geben«, so Anne Alipas. Bei der Frage etwa, was es am Wochenende zu Essen geben soll. »Nach rund sieben Jahren können wir ganz gut einschätzen, was ihnen schmeckt und was nicht.« Diese Unterstützung von Bewohnern für Bewohner wird auch dadurch gefördert, dass es in den Wohnhäusern des Heilpädagogischen Verbunds eine gute Mischung aus sprachfähigen und nonverbalen Bewohnern gibt, ergänzt Bereichsleiter Christoph Schluckebier.

Und so plädiert nicht nur Anne Alipas für den Fortbestand von PartiSel, sondern auch für Christoph Schluckebier ist der Erfolg klar erkennbar. Zum ersten Mal seien die Bewohner in diesem Jahr beispielsweise auch selbst die Veranstalter ihres Sommerfestes gewesen. »Sie haben entschieden, ob es überhaupt stattfindet, ob es Musik gibt und welche. Und sie haben auch den Salat gemacht.« Für Christoph Schluckebier eine rundum gelungene Sache.

Daniel Deppner, mittlerweile auch angehender Sozialpädagoge, soll das Projekt im Rahmen eines studentischen Praktikums deshalb auch in andere Wohnhäuser tragen. Er tut das mit Überzeugung. PartiSel sei weit mehr als »das Optimieren unserer Administration«, meint der Heilerziehungspfleger. Das Konzept sei ein lernendes, das sich durch die Akteure stets weiterentwickle. »Das Haus Hilden hat sich binnen kurzer Zeit zu einem immer lebhafteren Ort entwickelt«, lautet sein Resümee.

Und ja: Es hat letztlich zwar sechs Wochen gedauert, bis besagte Bewohnerin zu ihrem »Armen Ritter« kam. Dafür hat sie eigenständig den Einkauf geplant, erledigt und das Essen sogar selbst zubereitet. //



»Unsere Aufgabe ist es, die Wünsche und Fähigkeiten der Bewohner herauszukitzeln.«

Christoph Schluckebier



Selbstbestimmt bis zur Nachspeise



Die Schranke an der Einfahrt zum Sozialpsychiatrischen Verbund wird seit Jahren nicht mehr geschlossen. Für Geschäftsbereichsleiter Reimund Weidinger ist der von Grün umrankte offene Schlagbaum ein Symbol für die Öffnung der Sozialpsychiatrie in den Stadtteil.



Das neue Bundesteilhabegesetz:

»Alle müssen eine Menge lernen«

Bereits geraume Zeit beschäftigt sich der Geschäftsbereich Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik im Rahmen von Arbeitsgruppen mit dem neuen Bundesteilhabegesetz (BTHG). Das neue Gesetz ist komplex und in seiner Vielfalt nicht einfach zu erklären. Wir versuchen es trotzdem!

Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales fasst es auf der eigenen Internetseite in leichter Sprache so zusammen: »Die Bundes-Ministerin für Arbeit und Soziales Frau Andrea Nahles hat ein neues Gesetz gemacht. Es heißt Bundes-Teilhabegesetz. Menschen mit Behinderung sollen in ihrem Leben mehr selbst bestimmen können. Und sie sollen besser am Arbeits-Leben teilhaben können. Dafür bekommen sie bessere Unterstützung. Jede Person mit Behinderung bekommt mit dem neuen Gesetz genau die Unterstützung, die sie wegen ihrer Behinderung braucht.«

Das Bundesteilhabegesetz ist auch für Experten eine große Herausforderung, findet auch Reimund Weidinger, Leiter des Geschäftsbereiches Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik der Graf Recke Stiftung. Darüber hinaus hat die Umsetzung in vier Stufen nach Beschluss im Januar 2017 erst begonnen und soll bis 2023 mit einer vierten Stufe abgeschlossen werden. Wie die gesetzlichen Vorgaben konkret umgesetzt werden sollen, ist also in der Praxis teilweise noch nicht klar. Die Einrichtungen und Dienste des Geschäftsbereichs Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik sind besonders betroffen von den Veränderungen durch das neue Bundesteilhabegesetz, kurz BTHG. Roelf Bleeker hat mit Reimund Weidinger über die grundsätzli-

che Idee des BTHG gesprochen: Was soll erreicht werden? Welche Haltung steht dahinter und welche Auswirkungen hat es auf Klienten, Bewohner, Leistungserbringer, Träger und Mitarbeitende? Die Antworten sind zwar nicht in leichter Sprache verfasst, aber sollen dennoch ein bisschen praktischen Einblick ins juristische Dickicht des neuen Gesetzes geben.

Was ist das zentrale Element des neuen Gesetzes?

Die Personenzentrierung. Sie ist eine Kernaussage des Bundesteilhabegesetzes: Im Mittelpunkt steht nicht – wie bisher – die Ertüchtigung des Hilfesystems für den Hilfeempfänger, sondern im Mittelpunkt steht die Person, die diese Hilfe in Anspruch nimmt. Das ist ein echter Paradigmenwechsel! Denn die Frage ist nicht mehr: Wie baue ich ein Hilfesystem um den Klienten herum? Sondern die Frage ist: Wo ermögliche ich ihm Chancen zur Teilhabe? Und jeder kann im Sinne einer echten Teilhabe selbst entscheiden, was ihm in seiner Lebensplanung wichtig ist. Dies schließt in der Konsequenz auch eine echte Wahlfreiheit mit ein. Fachleute sprechen deshalb auch immer weniger von »Menschen mit Behinderung«, sondern von »Menschen mit Teilhabeeinschränkung«. Das ist wirklich eine Umkehr des bisherigen Systems: Der Fokus liegt nun

auf der Teilhabeeinschränkung, weniger auf der Behinderung, ob psychisch, geistig oder körperlich.

Was bedeutet das Bundesteilhabegesetz für die Betreuung der Klienten und Bewohner durch die Graf Recke Stiftung?

Bei der Finanzierung wird nach dem neuen Gesetz strikt geschaut: Was sind notwendige Leistungen der Sozialbetreuung, was beispielsweise unter Umständen auch Pflegeleistungen? Was bisher pauschal finanziert wurde und in einer Hand war, wird in Bestandteile zerlegt und daraufhin geprüft, ob es sich dabei noch um Sozialbetreuung oder gegebenenfalls eher um eine Pflegeleistung handelt, oder ob es vielleicht nur Reha-Leistungen sind. Das frühere Rundpaket Sozialbetreuung wird schon bei der Bedarfsermittlung so ausdifferenziert, dass der Mensch, der den Hilfebedarf hat, sich auch anderer sozialer Dienstleister bedienen muss. Diese werden gegebenenfalls von anderen Leistungserbringern und Kostenträgern erbracht. Das ist so gewollt, Stichwort Personenzentrierung! Der Hilfeempfänger bekommt qua Gesetz mehr Verantwortung, seinen eigenen Hilfe- und Unterstützungsbedarf zu artikulieren. Bislang haben wir als Träger für die Sozialbetreuung in der Hilfeplan-Konferenz überwiegend für den Klienten um den Hilfebedarf gerungen. Zukünftig muss der Mensch selbst seinen Hilfebedarf erklären, um Sozialbetreuung zu erhalten. Die Unterhaltskosten werden nicht mehr pauschaliert über den Pflegesatz an den Betreuungsträger gezahlt. Der Klient stellt zukünftig direkt seinen Sozialhilfeantrag an die Kommune – wie Sie oder ich, wenn wir darauf angewiesen sind. Auch seinen Lebensunterhalt muss er von seinem Regelsatz bestreiten, der wird auch nicht mehr pauschal über einen Pflegesatz abgedeckt, den wir als Betreuungsträger vom überörtlichen Kostenträger – in diesem Fall der Landschaftsverband Rheinland (LVR) – dazu bekommen. Das alles gehört auch zur Personenzentrierung – auch wenn wir dem Klienten natürlich einen Sozialbetreuer als Hilfe an die Seite stellen, wenn er es wünscht. Das »Rundum-Versorgungspaket« wird es so nicht mehr geben. Bei diesem Zusam-

Pflegeleistungen

- Leistungen zur häuslichen Pflege
- Pflegegeld für Pflegehilfen
- Tagespflege

Pflegekasse

Rehaleistungen

- Medizinische Rehabilitation nach Krankenhausaufenthalt
- Umschulung zur beruflichen Wiedereingliederung

Krankenkasse/
Rentenversicherung

Eingliederungshilfe

- Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft ermöglichen
- Fachleistungsstunden/ Einbindung Sozialraum / Assistenzleistungen im Alltag et cetera
- Berufsausübung oder angemessene Tätigkeit ermöglichen
- Behindertenwerkstatt, Beschäftigung zum Beispiel im »Schau Spiel Haus«
- weitestgehend unabhängig von Pflege machen
- Hilfe bei Arztbesuchen

Landschaftsverband (LVR)

Sozialhilfe

- Hilfe zum Lebensunterhalt
- Regelbedarf/Mehrbedarf
- Bedarf für Unterkunft und Verpflegung
- Bedarf für Bildung und Teilhabe

Sozialamt als kommunaler Träger der Sozialhilfe

versicherungsfinanziert

steuerfinanziert

»Wir haben verschiedene Leistungen von verschiedenen Kostenträgern« – das neue Bundesteilhabegesetz macht manches komplizierter.

menwirken verschiedener Kostenträger hat der Klient aber auch ein Wunsch- und Wahlrecht, wo er bislang eigentlich oft zum Beispiel aus der Klinik einfach in ein stationäres Betreuungssystem vermittelt wurde.

Das klingt für alle Beteiligten kompliziert.

Das ist es auch – wir haben verschiedene Leistungen von verschiedenen Kostenträgern. Insbesondere Menschen mit geistiger Behinderung und psychischer Erkrankung werden damit überfordert (wie jetzt schon mit dem persönlichen Budget). Zudem haben Menschen mit einer psychischen Erkrankung einen schwankenden Bedarf der sich unter Umständen wöchentlich verändern kann. Er ist nicht linear. Das besondere Verhältnis ihrer Wirklichkeitswahrnehmung macht eine Bedarfsfeststellung von Betreuungsleistungen und die Sozialbetreuung nicht einfach. Schon jetzt ist erkennbar, dass gehörige Zeit investiert werden muss durch mühselige Dokumentation oder Beantragungen. Der administrativ zu bewältigende Teil wird erheblich ansteigen. Die Stärkung des Wahlrechts und der Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderung kann im Extremfall dazu führen, dass ein Teil der Leistungen nicht mehr oder nicht mehr vom gleichen Leistungserbringer eingekauft werden können. Sich

durch diesen neuen Dschungel mit unterschiedlichen Bezugspersonen kämpfen zu müssen, stellt für Menschen mit einer psychischen Erkrankung und geistigen Behinderung eine Überforderung dar.

Wie wirkt sich das auf die Aufgaben der Mitarbeitenden der Graf Recke Stiftung aus?

Auch für sie ändert sich einiges. Unsere Mitarbeitenden müssen noch mehr herausfinden, wo die Ressourcen unserer Klienten sind und sie dabei unterstützen, sie »draußen« nutzbar machen. Auch das gehört zum Paradigmenwechsel: Dass ich als Mitarbeitender in der Sozialbetreuung nicht ein komplettes Hilfs- und Angebotspaket im System der stationären Wohneinrichtung bereithalte und dafür die Verantwortung habe, sondern schaue, wo ich mit dem Klienten auch im Sozialraum eine Kontakt- und Begegnungsebene herstellen kann. Dies gilt es bei den Leistungen zur Teilhabe noch mehr zu berücksichtigen und zu stärken. Die Personenzentrierung fordert die Kolleginnen und Kollegen als eine Art Manager, die zum Beispiel im Stadtteil nach Anknüpfungspunkten und beim Klienten nach Ressourcen suchen – was passt wo zusammen? – und dort den Kontakt managen. Das geschieht ganz individuell: Mit dem einen

trainiere ich das Einkaufen, mit dem anderen gehe ich zur Theatergruppe im Stadtteil. Teilhabe kann hohen kulturellen Anspruch beinhalten oder einfach nur die Befähigung zur Basisversorgung. Die »Managerfunktion« wird auch gefordert sein, wenn zur Deckung des Hilfebedarfs unterschiedliche Leistungserbringer und Kostenträger heranzuziehen sind.

Einkaufstraining und Ausflüge in den Stadtteil sind aber nicht wirklich neu...

Sicher wurde das früher auch schon gemacht, natürlich hat man Klienten in den Sozialraum begleitet und mit Angeboten dort in Kontakt gebracht. Aber bislang hat man viel mehr in den Einrichtungen direkt angeboten und gemacht, im Gruppengefüge, innerhalb des Systems des stationären Wohnens. Indem dieses System nun aber durch das neue Gesetz aufgebrochen wird, ist die Fokussierung auf die Person gefragt, steht die Einzelperson und ihre Anbindung über das bislang bestehende System hinaus im Mittelpunkt. Das Bundesteilhabegesetz hat ja im Grunde ausschließlich ambulante Begleitung zum Ziel. Es entzieht also dem Klienten – und auch uns als Träger – die Rahmenbedingungen einer stationären Einrichtung. Damit verschwinden heute noch selbstverständliche Strukturen. Die Klienten-

ten selbst, die bislang eher als Kranke oder als Mensch mit Behinderung und Hilfeempfänger wahrgenommen werden, sind nun eher in einer Rolle als Bürgerin und Bürger zu unterstützen. Letztendlich sind wir eine (!) Gesellschaft, ob krank, gesund oder mit Behinderung.

Das heißt?

Ein plastisches Beispiel ist der Nachtdienst. In einer stationären Einrichtung mit pauschalisierter Finanzierung nimmt ja ein Klient, der eigentlich gar nicht mehr auf den Nachtdienst angewiesen ist, diesen im Zweifel auch in Anspruch. Im Extremfall kann es somit sein, dass ein Nachtdienst in einer stationären Einrichtung eigentlich nur noch für zwei von zehn Bewohnern notwendig ist – potenziell nehmen ihn aber auch die in Anspruch, die ihn gar nicht mehr brauchen. Ich hindere also über solche pauschalen Systeme Menschen geradezu daran, eigene Bewältigungsstrategien zu entwickeln, wenn ich zum Beispiel nachts nicht schlafen kann. Ebenso ist es mit Freizeitangeboten im Haus, im Gruppenkontext mit den anderen Bewohnern, die in Anspruch genommen werden von Menschen, die möglicherweise in der Lage wären, diese auch im Sozialraum zu verwirklichen. Die fahren auf Bewohnerfreizeit, anstatt beispielsweise auf die Ferienfreizeit mit der Kirchengemeinde. Zukünftig geht es eher darum, die Menschen auf solch einen Urlaub mit anderen aus dem Sozialraum vorzubereiten.

Kann ein Gesetz etwas verordnen, was eigentlich eine Haltungsfrage ist?

Je mehr ich es mit einzelnen Menschen versuche, ja durch das Gesetz geradezu gezwungen bin, es zu versuchen, Menschen mit ihren Einschränkungen beispielsweise mit ihrer Nachbarschaft in Kontakt zu bringen, und je stringenter ich das umsetze, desto mehr fordere ich ja beide: die Klienten und den Sozialraum. Natürlich schafft das ein Bewusstsein auf beiden Seiten: Was bedeutet es, eine Teilhabebeeinträchtigung zu haben? Was liegt bei der eingeschränkten Person selber und wo stellt das Umfeld eigentlich die Barrieren auf? Das ist bei körperlichen Einschränkungen natürlich eindeutiger als bei seelischen oder geistigen. Wir sprechen hier nicht nur von baulichen Barrieren, sondern von denen in den Köpfen. Ich muss die Menschen mit Teilhabebeeinträchtigung befähigen und ermutigen, Kontakte in der Nachbarschaft zu finden, die Ressourcen des Wohnortes zu nutzen. Und wir müssen ein Umfeld finden, das damit umgehen kann. Alle müssen



Ein Ort der Begegnung auf dem Gelände des Sozialpsychiatrischen Verbunds: das Café ESS PE ZET.

eine Menge lernen. Und das Gesetz fordert das ein. Die damit verbundenen Strukturveränderungen und Rahmenbedingungen werden nur gelingen, wenn sich die Haltung verändert.

Was, wenn Menschen mit Teilhabebeeinträchtigung dadurch überfordert werden?

Natürlich gibt es Menschen, die psychisch schwer erkrankt oder schwerstmehrfachbehindert sind, die mit den Anforderungen aus dem neuen Bundesteilhabegesetz überfordert sind. Man schafft jetzt neue Finanzierungs- und Leistungsstrukturen und wird selbstverständlich erkennen und auch anerkennen müssen, dass es einen Personenkreis gibt, der ohne so ein Angebot mit Wohngruppencharakter oder zumindest intensivster ambulanter Betreuung nicht auskommt. Da wird man auch in Zukunft kreativ etwas zusammenbasteln, was einem stationären Rahmen sehr wohl entspricht. Dennoch werden sich all diese Angebote den neuen Rahmenbedingungen annähern. Und immer gilt der Grundsatz: So schnell wie möglich raus aus dem stationären Bereich! Wer sagt, dass das die bei uns betreuten Menschen überfordert, dem sage ich: Diese Menschen können mehr als wir denken! Die Auflösung der großen zentralen Kliniken im Zuge der Psychiatriereform der 1980er hat anfangs auch keiner für machbar gehalten!

Also bringt uns das Bundesteilhabegesetz eine schöne neue Welt in der Eingliederungshilfe?

Wie schon gesagt, werden wir im Rahmen der Umsetzung des neuen Gesetzes in den nächsten fünf Jahren noch einiges an kreati-

ven Lösungen benötigen. Wir müssen ja auf allen Ebenen auch immer die Zumutbarkeit dessen sehen, was wir wollen und erwarten. Das gilt für alle Beteiligten, für die Klienten, die Menschen im Sozialraum und auch die Leistungserbringer. Auch Teilhabe hat seine Grenzen! Nicht jeder psychisch erkrankte Mensch ist jederzeit anderen Menschen zumutbar. Und umgekehrt. Aber auch das gehört zu den vom Bundesteilhabegesetz gewünschten Veränderungen: Wenn der Hilfeempfänger seinen Lebensunterhalt künftig selbst bekommt, habe ich als Träger keinen großen Einfluss mehr darauf, wie er sich ernährt und wie er sein Wohnumfeld gestaltet. Ich kann versuchen, über die Sozialbetreuung Einfluss zu nehmen, aber wenn er seine Wohnung vermüllt und der Vermieter ihm deshalb kündigt, gehört auch das zum Normalitätsprinzip! Wir stehen erst am Anfang eines Prozesses mit gewaltigen Umwälzungen, aber das Ziel ist klar: mehr Inklusion und Normalität für Menschen mit Teilhabebeeinträchtigungen. Das Bundesteilhabegesetz wird uns helfen, Menschen mit unterschiedlichen Voraussetzungen zusammenzubringen. Menschen mit psychischer Erkrankung und geistiger Behinderung wollen und müssen wir ermutigen, sich selbst auch einzumischen und ihre Fähigkeit zur Selbsthilfe zu stärken. //

Hier erklärt das Bundesministerium für Arbeit und Soziales auf seiner Homepage das Bundesteilhabegesetz in leichter Sprache www.bmas.de/DE/Leichte-Sprache/einzelheiten-zum-bundesteilhabegesetz/einzelheiten-zum-bundesteilhabegesetz-artikel.html

Gegenseitige Unterstützung ist gelebte Inklusion



Klienten, Bewohner und Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung reisten im Sommer gemeinsam mit Mitgliedern des Behindertenbeirats der Stadt Hilden zu einer Partnereinrichtung im tschechischen Nové Město nad Metují. Aus der bunt zusammengewürfelten Truppe aus Menschen mit und ohne Behinderung wurde schnell eine eingeschworene Gemeinschaft. Die Begegnungen mit den Gastgebern waren bis hin zur Abschlussparty von Herzlichkeit geprägt. Das Beste allerdings: Alle konnten sich jederzeit fest aufeinander verlassen.



Von Achim Graf

”

Benedict schwärmt bis heute von zwei großen Hunden, Christoph von seinem selbst ausgemalten Maulwurf, Renate von ihrer tollen Assistentin Christina. Was Klienten, Bewohner und Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung sowie die Mitglieder des Behindertenbeirats der Stadt Hilden jedoch alle eint: Die Erinnerung an eine gemeinsame Reise nach Nové Město nad Metují in Tschechien in diesem Juni, die alle bis heute begeistert.

Noch nie in der mittlerweile 25 Jahre währenden Partnerschaft zwischen dem Hildener Beirat und der Behinderteneinrichtung Stationär NONA hatte sich eine so große Gruppe auf den Weg in die Region am Adlergebirge gemacht. 14 Menschen, verteilt auf zwei Busse der Graf Recke Stiftung, traten die Reise an – und hatten gleich zu Beginn ein erstes Aha-Erlebnis. Beiratsmitglied Renate Blum, beinamputierte Rollstuhlfahrerin, wurde in aller Frühe versehentlich mit dem nicht behindertengerechten Kleinbus von zu Hause abgeholt. »Ich kam mit meinen Prothesen einfach nicht in den Bus«, erinnert sie sich und lacht. Kein großes Ding für sie, kurzerhand nahm Blum ihre Prothesen ab und drückte sie zwei verdutzten jungen Männern in die Hand. Für Christoph Schluckebier zweifellos der perfekte Einstieg. »Pragmatismus und viel Humor, das hat das Eis sofort gebrochen«, sagt er.

Der Bereichsleiter aus dem Heilpädagogischen Verbund der Graf Recke Stiftung weiß, wovon er spricht: Nach zwölf Stunden Fahrt war aus Klienten im ambulant betreuten Wohnen sowie Bewohnern der Wohngruppe Mozartstraße, aus begleitenden Mitarbeitern der Stiftung und Beiratsmitgliedern längst eine eingeschworene Reisegemeinschaft geworden. »Wir kannten uns vorher ja alle nicht«, meint Hiltrud Stegmaier vom städtischen Behindertenbeirat. Doch von der Atmosphäre war letztlich nicht nur sie äußerst angetan, auch der zweite Vorsitzende des Beirates, Hermann Nagel. »Ich habe die ganzen fünf Tage eine Herzlichkeit gespürt, das war beeindruckend«, sagt er. Auch das Team von NONA habe sich begeistert gezeigt, da sind sich Stegmaier und Nagel einig.

Möglicherweise trugen die vom Beirat spendierten einheitlichen Graf-Recke-T-Shirts (»SOCIAL WORK since 1822«) ebenfalls zum Gemeinschaftsgefühl bei. Die 46-jährige Claudia Schmutkat jedenfalls fand die Shirts genauso toll wie den Besuch

Der Zoo war super.

Die Therapiehunde, da wusste ich gar nicht, dass es sowas gibt.

Das Buffet im Hotel hat mich am meisten beeindruckt.

Das Sportfest war ganz anders als bei uns.

Ich habe viel über das Schloss in Nové Město gelernt.

Die Schule hat mich beeindruckt. Die war toll und die Direktorin, die fand ich auch toll.

Wir haben uns da viel angeschaut. Nové Město ist eine schöne Stadt.

Das Sportfest war das Lustigste. Die hatten da viele Spiele.

Das Tanzen auf dem Abschiedsfest war lustig.

Was ich nach Hause mitnehme? Wie die Schule da ist, wie die das da so machen und so.

“

Statements der Nové-Město-Fahrer nach ihrer Rückkehr

des Schlosses mit dem großen Garten. »Da gab es mehr als 100 Kräuter, die konnte man alle auch kaufen.« Christina Sturr gefiel vor allem die gemeinsame Fahrt in den Zoo in Dvur mit dem Reisebus. »Wir haben kleine Leoparden gesehen, die habe ich auch fotografiert«, erzählt die 28-Jährige.

Stolz ist Christina bis jetzt auch ein wenig, dass sie die gesamte Reise über als persönliche Assistentin von Renate Blum agiert hat. Diese zeigt sich im Rückblick sehr dankbar und für Christoph Schluckebier ist diese gegenseitige Unterstützung schlicht »gelebte Inklusion«. Das gilt auch für die Begegnungen mit den Menschen vor Ort. Dolmetscherin Vera, seit 20 Jahren für den Behindertenbeirat sowohl in Hilden als

auch in Nové Město im Einsatz, habe stets zur Verfügung gestanden, freut sich Hermann Nagel. »Sie ist es, die Verständigung erst möglich macht. Und damit auch die Freundschaft.«

An seine Freunde zuhause dachte Matthias Motz hingegen beim Abstecher auf den hübschen Markt im nahen Polen. Er habe dort Geschenke für seinen Großcousin und eine Mitbewohnerin gekauft, verrät der 35-Jährige. »Und für mich eine Mütze.« Vor Ort war diese bei fast durchgehend 30 Grad allerdings nicht nötig. Geschwitzt haben daher alle, was Andreas Scharfheuer dennoch nicht davon abhielt, in einer freien Stunde mit seinem Kumpel Benedict auf eigene Faust einen kleinen Ausflug zum See zu machen. »Wir haben dort den Anglern zugeschaut, das war richtig Urlaubsstimmung«, schwärmt der 35-Jährige.

Für die pädagogischen Begleiter Andreas Bloch vom Geschäftsbereich Graf Recke *Erziehung & Bildung* und Christoph Schluckebier vom Geschäftsbereich Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* sind das ebenso wichtige Erfahrungen auf einer solchen Reise wie etwa die Begegnungen von Benedict Rutsatz bei der tiergestützten Therapie. Ganz entspannt habe er da zwischen zwei großen Hunden gelegen, erzählt der 28-Jährige. »Das war richtig gemütlich, ich bin beinahe eingeschlafen.« Nach anfänglicher Skepsis ließ sich auch Matthias Motz auf das Experiment ein – und hat es am Ende ebenfalls genossen, wie er versichert.

Für Hiltrud Stegmaier vom Behindertenbeirat ist es vor allem ein Glück zu sehen, wie sich die Einrichtung NONA seit 1989 entwickelt hat. Die Zeit, als Menschen mit Behinderung in der damaligen Tschechoslowakei versteckt wurden, sei damals noch nicht allzu lange vorbei gewesen. »Am Anfang haben wir dort zum Beispiel keine Rollstuhlfahrer gesehen«, erinnert sie sich. Und so sei eine erste Maßnahme der Tschechen die Aufschüttung einer Rampe am Schuleingang gewesen, die es heute noch gibt. Rollstühle seien mittlerweile genauso selbstverständlich wie behindertengerechte Busse. »Die haben das peu à peu aufgebaut, da ist eine Menge passiert«, sagt Stegmaier.

Für Bereichsleiter Schluckebier ist dies vor allem deshalb beeindruckend, da es in Tschechien Maßnahmen wie Frühförderung oder spätere Eingliederungshilfen in der Form nicht gebe, wie er sagt. Das habe sich die private Einrichtung selbst zur Aufgabe gemacht. »Sie haben zum Beispiel

Wege gefunden, die Jugendlichen über die Schule hinaus mit einfachsten Mitteln zu fördern«, berichtet er. Er nennt beispielhaft die angeschlossene Töpferwerkstatt oder die Weberei. »Seit zwei Jahren betreiben sie auch eine Heißmangel, wo die Wäsche eines Hotels gewaschen und gebügelt wird.«

Gleich zu Beginn der fünftägigen Reise erlebten die Gäste aus Deutschland eine ganz andere Form der Inklusion in Nové Město. Bei einem Sportfest, wo die Delegation vom Bürgermeister persönlich begrüßt worden war, warteten auf einem 400 Meter langen Parcours verschiedene Aufgaben auf Menschen mit und ohne Behinderung. Es mussten Bälle in Ringe geworfen oder eine Slalomstrecke mit Kinderwagen absolviert

werden. Bilder auszumalen hatten bis dahin die wenigsten dem Sport zugerechnet, doch insbesondere Christoph Schluckebier fand darin seine Lieblingsdisziplin. Beim Ausmalen eines bekannten tschechischen Zeichentrickhelden hatte er zwar deutlich das Zeitlimit überschritten. »Aber mein kleiner Maulwurf war wirklich wunderbar«, sagt er mit einem Grinsen.

So war die Stimmung von Beginn an ganz hervorragend – und das sollte bis zur Abreise so bleiben. »Es gab eine coole Abschiedsparty. Wir haben an der Grillhütte getanzt und gesungen«, berichtet Claudia Schmukat. Zum Dank gab es für die Gastgeber Grafiken des Hildener Künstlers Joachim Uthke, der zu der Zeit in Nové Město gerade

ausstellte. Und für die Gäste wurde bei der Party irgendwann ein ganz bestimmtes Lied aufgelegt. »Wenn die Deutschen da sind, wird ›Rosamunde‹ gespielt«, erklärt Hiltrud Stegmaier vom Behindertenbeirat freudig. Eine ebenso schöne wie passende Tradition: Der bekannte Schlager, unter anderem von Dennie Christian und Heino interpretiert, basiert auf einer tschechischen Polkamelodie. //

25

Jahre Freundschaft

Seit 25 Jahren besteht die Städtepartnerschaft zwischen Hilden und der ostböhmisches Stadt Nové Město nad Metují (Neustadt an der Mettau).



Ein Vierteljahrhundert alt ist auch bereits die Freundschaft zwischen dem Behindertenbeirat der Stadt Hilden und der in Nové Město ansässigen »Stationär NONA«, einer Behinderteneinrichtung und Förderschule. War ein regelmäßiger Austausch anfangs noch schwierig, änderte sich dies 1998: Ein anonym gebliebener Hildener Geschäftsmann habe laut Beiratsmitglied Hiltrud Stegmaier »damals einen behindertengerechten Kleinbus für ›NONA‹ vor die Tür gestellt«. Seitdem finden regelmäßig Begegnungen im gegenseitigen Wechsel statt, an denen auch behinderte Jugendliche aus Hildens englischer Partnerstadt Warrington mehrfach teilnahmen. Seit 2009 ist auch die Graf Recke Stiftung am Austauschprogramm beteiligt.

Bereits beim ersten Besuch einer Delegation aus Nové Město in Hilden war das damalige Dorotheenheim, das heutige Dorotheenviertel der Graf Recke Stiftung, ein Besuchsziel. Die Gäste aus der (damals noch) Tschechoslowakei waren tief beeindruckt von der fürsorglichen und warmherzigen Betreuung besonders der behinderten Kinder und Jugendlichen. Dies wohl auch, weil in Zeiten der kommunistischen Regierung Behinderte im öffentlichen Leben kaum vorkamen. Sie wurden versteckt, da sie nicht dem Idealbild des »Sozialistischen Menschen« entsprachen. Damals begannen neben den wechselnden gegenseitigen Besuchen auch der Austausch

und die Diskussion von fachlichen Inhalten der Betreuung behinderter Menschen.

Deutsch-tschechischer Wissenstransfer

Es seien nicht die Mitarbeitenden gewesen, auch nicht der Behindertenbeirat, sagt Bereichsleiter Christoph Schluckebier. Der Vorschlag, etwas für die Einrichtung NONA zu tun, »kam nach der Reise von den Bewohnern selbst«. Die tschechischen Freunde sollen, so der Wunsch, von ihren Erfahrungen profitieren, und umgekehrt. Unter anderem wolle man eine Delegation zum nächsten Inklusions-Karneval nach Hilden einladen. »Dann feiern wir vier Tage lang zusammen, da werden noch mehr Barrieren abgebaut«, glaubt Schluckebier. Weitere Aktionen sind durchaus möglich, ohne dabei mit dem Behindertenbeirat in Konkurrenz treten zu wollen.

Als eine Form der Entwicklungshilfe wollen dies aber weder Christoph Schluckebier noch sein Kollege Andreas Bloch verstanden wissen. Angesichts dessen, was die Kolleginnen und Kollegen aus Nové Město unter weitaus schwierigeren Bedingungen bereits erreicht hätten, ist für die pädagogischen Fachkräfte klar: »Es ist ein Wissenstransfer von beiden Seiten. Wir können alle nur voneinander profitieren.« //

Andreas Bloch ist Freizeitpädagoge und Erzieher in der Wohngruppe Mozartstraße.



Für mich und meine Familie ist Hilden die schönste Stadt der Welt! Ich organisiere und vernetze gerne Feste und Freizeitaktionen, um andere Menschen damit glücklich zu machen.

recke:in Hilden

In Hilden kann man sich gut beschäftigen und obwohl Hilden eine kleine Stadt ist, hat sie trotzdem mehr zu bieten als andere Kleinstädte. Es gibt mehr Geschäfte als in manchen anderen.



Ute Czwella ist 44 Jahre alt und wohnt im Wohnhaus auf der Hochdahler Straße mitten in Hilden.

Gut gerüstet in die Selbstständigkeit

Von Achim Graf

Endlich 18. Wie sehnen Jugendliche diesen Geburtstag herbei: endlich alleine Auto fahren, nach Mitternacht unterwegs sein dürfen und überhaupt alles selbst entscheiden können. Was Volljährigkeit darüber hinaus alles bedeutet, darüber sind sich Heranwachsende aber oft nicht bewusst. Insbesondere Heimbewohner, die mit 18 Jahren in der Regel in die Selbstständigkeit entlassen werden, stehen danach häufig vor großen Hürden. Ein studentisches Projekt soll in den Einrichtungen der Graf Recke Stiftung den Problemen dieser so genannten Careleaver entgegenwirken – durch ein Arbeitsbuch für die jungen Leute.

Fünf Studierende der Sozialpädagogik an der Hogeschool van Arnhem in Nijmegen präsentierten nun im Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung* in Düsseldorf das Ergebnis ihrer Arbeit zum Thema Verselbstständigung vor Mitarbeitenden und Verantwortlichen der Stiftung, vor jugendlichen Bewohnern – und ihren beiden Dozentinnen. Nicht ohne Grund: Das Projekt, das durch eine zweckgebundene Kollektenspende der Evangelischen Kirche im Rheinland ermöglicht wurde, bildete als Gruppenarbeit zugleich einen Teil ihrer Bachelorprüfung.

Laura Werner, die im Rahmen ihres berufs begleitenden Studiums in den Niederlanden bei der Graf Recke Stiftung tätig ist, hatte den Impuls für das Projekt gesetzt. Obwohl Hilfen für junge Volljährige nach § 41 des Sozialgesetzbuches grundsätzlich möglich sind und gewährt werden, sieht sie »ein echtes Problem« darin, dass viele Careleaver nach dem 18. Lebensjahr häufig noch viel Unterstützung benötigen. Gerade die Jugendlichen, die einen schwierigen Lebensweg hatten und nicht in ihrer Familie groß werden, seien nach dem Erreichen der Volljährigkeit und trotz der entsprechenden Vorbereitung in den stationären Angeboten häufig und vor allem emotional überfor-

Mit Erreichen der Volljährigkeit endet in der Regel die stationäre Betreuung in der Jugendhilfe. Für viele bedeutet das eine hohe Hürde. Ein Buch mit konkreten Tipps und Handlungsanweisungen, entstanden als Abschlussarbeit von fünf Studierenden der Hogeschool van Arnhem in Nijmegen, soll den jungen Volljährigen und so genannten Careleavern in den Einrichtungen der Graf Recke Stiftung künftig den Übergang erleichtern.

dert. »Im Durchschnitt sind Frauen bei ihrem Auszug aus dem Elternhaus bereits 23 Jahre alt, Männer sogar 25«, verdeutlicht sie die Diskrepanz zu anderen jungen Volljährigen.

Vor welchen konkreten Herausforderungen Careleaver in der Regel stehen, das haben die Studierenden unter anderem durch Experteninterviews und Befragungen in Einrichtungen der Graf Recke Stiftung in Erfahrung gebracht, wie Sandra de Sousa Sayn erläutert. Ein wichtiger Bestandteil waren die Hinweise der Jugendlichen selbst, die den gesamten Prozess begleitet und bewertet haben. »Sie sind die Experten«, sagt Laura Werner. Das Ergebnis mündete in einem Arbeitsbuch für die Careleaver, das künftig allen jungen Bewohnern in Einrichtungen der Stiftung ausgehändigt werden soll. Es geht dabei um Wohnen, Ausbildung und Arbeit ebenso wie um Gesundheit, Behörden oder Finanzen.

Eines der Probleme, so die Erkenntnis der Studierenden aus ihren Gesprächen, ist meist die Ahnungslosigkeit der jungen Leute. »Sie können kaum ermessen, was es bedeutet, sich dann um alles selbst kümmern zu müssen«, sagt Student Kilian Genth. Daher ergänzen sich im Buch laut seiner Kommilitonin Christina Krupp Themen zur Selbsteinschätzung mit praktischen Tipps, auch die Bedeutung eines sozialen Netzwerks wird herausgehoben. Ganz wichtig sei der Praxisbezug, betont Studentin Ines Diederich. Das Buch, das in seiner Aufmachung an eine App erinnert, solle »nicht in der Schublade verschwinden.« Und so geht es darin nicht nur um Rechte und Pflichten, sondern etwa um Selbststrukturierung im Alltag und die Einhaltung von Terminen, um Haushaltsführung oder die Einschätzung von Kosten.

Das Thema Geld hält Janine Rust dabei für das schwierigste. Durch eingeschränkte Sparmöglichkeiten während der Betreu-



Sie haben gemeinsam das Projekt umgesetzt (von links): Sandra de Sousa Sayn, Ines Diederich, Christina Krupp, Laura Werner, Kilian Genth, Janine Rust, Heinz-Josef Neunzig, Carrie Zanders und Anne Moll.

ung seien die Rücklagen entsprechend knapp, so Janine Rust, obwohl die Jugendämter Einrichtungspauschalen für die ersten Möbel bezahlen oder auch Kautionsbürgschaften übernehmen. Und Rust weiß, wovon sie spricht. Die Pädagogin in der heilpädagogisch-therapeutischen Einrichtung Grünau der Graf Recke Stiftung in Bad Salzuflen war einst selbst Careleaverin. Nun engagiert sie sich bei »Careleaver e.V.«, einem Selbsthilfe-Netzwerk, und steht den Studierenden beim Projekt beratend zur Seite. »Mit 18 war es damals bei mir vorbei mit der Hilfe«, erinnert sich Janine Rust. »Careleaver dürfen keine Fehler machen. Mit Chancengleichheit hat das wenig zu tun.« Doch angestoßen durch ein Forschungsprojekt an der Universität Hildesheim sei das Bewusstsein in den Einrichtungen in den vergangenen Jahren gestiegen. »Und die Graf Recke Stiftung ist mit diesem Projekt nun ganz vorne dabei«, freut sich Rust. »Dieses Buch schlägt Brücken und kann helfen.«

Davon sind auch die Dozentinnen Anne Moll und Carrie Zanders von der Hogeschool van Arnhem überzeugt. Sie sind voll des Lobes über das Ergebnis, das in einem halben Jahr entstanden ist. Die wirklich ergebnisoffene Herangehensweise sei ihr positiv aufgefallen, betont Moll. Auch habe sie bei ihren Studierenden einen Gruppenprozess beobachtet. »Letztendlich war es auch für sie in der Arbeit eine Form der Verselbstständigung.«

Heinz-Josef Neunzig, Fachaufsicht im Fachbereich 1, Betreuung im Sozialraum, spricht von einer »glücklichen Fügung«, dass Mitarbeiterin Laura Werner das Projekt in der Stiftung umsetzen wollte. Neunzig begleitete das Projekt von Anfang an, war für die Studierenden stets ansprechbar, wie diese bei ihrer Präsentation dankbar hervorhoben. Er hat das gerne getan, denn vom Ergebnis ist Heinz-Josef Neunzig überzeugt: Um Chancengleichheit sei es bei der Kollektenspende gegangen und diese werde so zweifellos gestärkt, glaubt er. Für die Mitarbeitenden im Haus sei das ausgearbeitete Material zudem ein Impuls, sich mit dem Thema noch intensiver auseinanderzusetzen. »Und die Jugendli-

chen bekommen etwas an die Hand. Das Arbeitsbuch wird so in den Druck gehen.«

Einer, der sich darüber besonders freut, ist Nicolas. Der 17-Jährige lebt in der Wohngruppe Duisburg-Huckingen der Stiftung, stand der Studentengruppe als jugendlicher Experte zur Verfügung und war auch bei deren Ergebnispräsentation vor Ort. Er wisse tatsächlich nicht, was ihn später erwarte, meint er. »Ich habe zum Beispiel keine Ahnung im Umgang mit Ämtern und Banken, auch im Haushalt hätte ich noch Lücken«, das räumt er offen ein. Da es aber nicht nur ihm so gehe, freue er sich über das Engagement und halte das Buch für eine »tolle Idee«. Wäre er verantwortlich für die Notengebung, stünde sein Urteil bereits fest: »Ich würde eine eins geben.« //



Über 40 Seiten voller Informationen bietet das Buch den so genannten Careleavern. Die originelle grafische Gestaltung hat Student Kilian Genth selbst übernommen.



Ihre Unterstützung – unser Dank!

Tag für Tag arbeiten unsere mehr als 2.000 Mitarbeitenden daran, gut 3.800 Menschen – vom Säugling bis zum Senioren – dabei zu unterstützen, ihr Leben nicht nur zu meistern, sondern dies auch möglichst selbstbestimmt zu verwirklichen. Dafür möchten wir unseren Mitarbeitenden aus unseren drei Geschäftsbereichen und der Stiftungsverwaltung danken. Die Graf Recke Stiftung hat den Anspruch, ihre Angebote nach Möglichkeit auch über die Regel hinaus auszuweiten, um so zusätzlich speziellen Bedürfnissen und Wünschen der ihr anvertrauten Menschen nachkommen zu können. Doch besondere Projekte bedürfen auch besonderer Unterstützung – ob in Form von Zeitspenden, Sach- oder Geldspenden. An dieser Stelle möchten wir all unseren Freunden, Unterstützern und Spendern ebenfalls für ihr Engagement herzlich danken! Eine Auswahl der Wohltaten engagierter Menschen, Organisationen und Firmen gewährt einen Einblick.



Tatkraft für ein neues Tiergehege

Gut 15 Mitarbeitende der Firma Cobalt Recruitment aus Düsseldorf packten im Sommer mit an, damit unsere Wohngruppe Diko für Kinder und Jugendliche bald einen neuen Garten mit Tiergehege erhält. Die Firma unterstützt die Arbeit der Graf Recke Stiftung seit mehreren Jahren – sowohl mit persönlichem Einsatz ihrer Mitarbeitenden als auch mit Sachmitteln. Für die Wohngruppe Diko in Hilden stellte sie kürzlich auch eine Sachspende im Wert von 1.500 Euro zur Verfügung. Wir danken allen Beteiligten für so viel Engagement!

Jetzt spenden!



Wunsch erfüllt: Fahrradfahrt für Kids

Es sind die kleinen Gesten, die Menschen und insbesondere Kinder und Jugendliche zum Strahlen bringen. Renate Blum vom Behindertenbeirat der Stadt Hilden hat zwei unserer Jugendlichen eine begleitete Fahrradfahrt mit anschließendem Pizzeria-Besuch ermöglicht. Herzlichen Dank!



Ausgezeichnet!

Elke Weber begleitet als ehrenamtliche Hospizhelferin in unserem Haus Berlin in Neumünster Senioren an ihrem Lebensende. Für diesen besonderen Einsatz hat sie Anfang September Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zum Bürgerfest ins Berliner Schloss Bellevue eingeladen. Gemeinsam mit insgesamt 4.000 Ehrenamtlichen wurde sie für ihr Engagement geehrt. Danke an sie und alle unsere ehrenamtlichen Unterstützer!

Wenn auch Sie unsere Arbeit unterstützen möchten, ob mit kleiner oder großer Spende, ob als ehrenamtliche Mitarbeitende oder als Unternehmen im Rahmen eines Social Days – wir freuen uns auf Sie und zeigen Ihnen dafür gerne verschiedene Wege auf. Sprechen Sie uns an!

Möglichkeiten der Unterstützung

Sie können Ihre Spende ganz klassisch an uns überweisen:

Spendenkonto

Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund, IBAN
DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB

Geben Sie für Spendenquittungen bitte
Ihre Adresse bei der Überweisung an.

Auf unserer neuen Homepage finden Sie Informationen
rund um Zeit-, Sach- und Geldspenden:

www.graf-recke-stiftung.de/ihre-unterstuetzung

Wir sind mit unseren Spendenprojekten auch auf folgendem
Online-Portal vertreten:

www.betterplace.org/de/organisations/11461-graf-recke-stiftung

Sie kaufen online und ein Teil der Kaufsumme
wird – ohne Nachteile für Sie – an uns gespendet:

www.bildungsspender.de/graf-recke-kita/spendenprojekt

Folgen Sie uns bitte auch auf Facebook:

www.facebook.de/GrafReckeStiftung

Info

Kontakt
→ Referat Kommunikation,
Kultur & Fundraising



Özlem Yilmazer
Stv. Referatsleiterin /
Leiterin Fundraising
Telefon 0211. 40 55-1800
Fax 0211. 40 55-1503
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
spenden@graf-recke-stiftung.de

Kein Studien- platz?

Jetzt bewerben!

fsj@graf-recke-stiftung.de

1822 als Rettungshaus für Straßenkinder in Düsseldorf gegründet, begleitet die Graf Recke Stiftung heute Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren mit unterschiedlichem Unterstützungsbedarf. In allen Bereichen kannst Du Dein FSJ machen – informiere Dich unter www.graf-recke-stiftung.de/fsj

